P.O. Germ 434 h

P.o.germ.
434
h

ist

Schriften,

usgezogen

ellt.

Geist

aus meinen Schriften.

P. O. Germ 1134 h

Geist aus meinen Schriften,

durch mich selbst herausgezogen und an das Licht gestellt.

Markus Hüpfinsholz.

Frankfurt am Main
In der Jägerschen Buch- Papier und Landkartenhandlung.
1809.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Geist

aus meinen Schriften.

A.

Aus Jean Pauls, Lessings, Schillers und Anderer Schriften hat man mit Glück den Geist abgezogen und unter den feinsten Liqueurs zum Verkaufe ausgestellt. Kritische Polizeybehörden haben dergleichen Branntweinblasen als unzuträglich aufheben wollen; ich sehe nicht den Grund warum? Mit Recht schränken bürgerliche Polizeybehörden das Branntweinbrennen ein, auf daß der Stoff, von welchem der Geist abgezogen wird, dadurch nicht zu sehr vertheuert werde; aber in der gelehrten Welt ist ein gleicher Grund durchaus nicht vorhanden, denn im Gegentheile würden, wenn der abgezogene Geist aus Jean Pauls, Schillers u. a. Schriften wirklich guten Abgang fände, die Schriften selbst eher im Preise fallen als steigen und

somit desto leichter Jedermanns Kauf werden.

Da ich nun meines Orts es eben so gut noch erleben kann als Jean Paul, daß man von meinen vielen Schriften, die ich noch heraus zu geben gedenke, geisthaltige Abzüge machen werde; so halte ich es für das Gerathenste, einem solchen Unternehmen mich lieber selbst zu unterziehen: denn am nützlichsten schüttet ja der Landwirth das Korn, das er selbst geärntet hat, auch wohl selbst auf die eigene Branntweinsblase. Damit mir indeß niemand mit der nützlichen Arbeit zuvor komme, oder um wenigstens unangenehme Zusammentreffungen zu vermeiden, habe ich mich entschlossen, den Geist aus meinen Schriften, noch ehe ich sie selbst heraus gebe oder wohl gar erst schreibe, zu extrahieren und ich sehe nicht, warum ich ihn der gelehrten Welt länger vorenthalten sollte. Ausser manchen andern Vortheilen, welche das Publikum und ich von diesem Verfahren ziehen, ist für mich auch der von Bedeutung, daß Rezensenten meiner künftigen Schriften dereinst,

wenn sie darin manches von gegenwärtigem Geiste finden sollten, mir nicht den Vorwurf machen dürfen: „ich hätte mich selbst ausgeschrieben; denn das kann ich hernach gar nicht thun, indem ich es eigentlich jetzt thue. Heben gutmüthige Rezensenten bey dieser Stelle auch noch den Vortheil hervor, daß jeder Käufer und Leser meines Geistes den Ankauf und die Leserey meiner künftigen Werke recht gut ersparen könnte, indem er schon an dem Geiste alles und genug von meinem Geiste hätte und wüßte; so habe ich nichts dagegen, sondern bitte sie nur, auch als Rezensenten schon an diesem Geiste genug zu haben, und sich nicht noch an meinen künftigen Werken zu vergreifen und sie mit ihren Spitzzähnen zu benagen, noch ehe sie recht ordentlich in Universitäts- und andern Bibliotheken, um ein gleiches Schicksal von den Mäusen zu erfahren, vertheilt worden sind. Haben übrigens erfahrene Bibliothekare darin Recht, daß die Mäuse sich nicht an den Büchern vergreifen würden, wenn man ihnen in den Bibliotheken Wasser genug

umherstellte; so sieht man nicht nur, was nach dem Begriffe der Mäuse der wesentlichste Inhalt eines Buches ist, sondern auch warum die besten Werke (Göthe's und anderer Schriftsteller) am seltensten und spätesten rezensiert werden, und warum wir guten Autoren die schlechteren nicht genug bitten können, ihre Federn immer nur fließen zu lassen was möglich ist, damit nur immer Wasser genug da stehe für kritische, Ratten und Mäuse. Aber vor Rezensenten, die mich loben (ich versichre es theuerst!) habe ich wahre Hochachtung. — So viel ist gewiß, daß die Rezensenten an der früheren Erscheinung meines Geistes selbst Schuld haben, wiewohl es ihnen selten recht zu machen ist. C. A. Fischer wurde noch vor kurzem wegen der von ihm heraus gegebenen Briefe eines Südländers von seinem Rezensenten mit Recht an das nonum prematur in annum erinnert, indessen ein anderer Rezensent einer anderen Reisebeschreibung mit gleichem Rechte bemerkte: „ der Verf. komme mit seinen Bemerkungen ein Jahrzehnt zu spät, jetzt seyen das

keine Neuigkeiten mehr u. s. w." Ganz recht! — Es müßte mir ja natürlich auch selbst empfindlich seyn, wenn indessen, daß ich meinen Geist neun Jahre lang in das Pult verschlösse, ein anderer weniger bedächtig herkäme und sagte vieles von dem, was ich jetzt recht gut weiß und sagen könnte wenn ich wollte. Da ich selbst und alle meine leiblichen Kinder nur neun Monate lang in einer Wärme von 96 Grad Fahrenh. unter dem Herzen getragen worden sind, warum soll ich mein Geisteskind, mein Buch, neun Jahre lang in die kalte enge Behausung meines Pultes einschließen? Sind denn die Bücher mehr als die Kinder? Und wenn mir selbst der alte Jugendwunsch einer hübschen Dorfpfarre hätte erfüllt werden mögen, würde man von meinem dereinstigen ganz beträchtlichen Nachlasse an Büchern und Kindern den erstern wohl einigen Vorzug geben können, oder nicht vielmehr beyde gewiß ganz gleich schätzen müssen, nähmlich sehr gering? Ubrigens wer weiß denn, wie lange ich mein Werk schon im Kopfe und unter dem Herzen mit

mir herum getragen habe? Nun nehmt es hin, ihr kritischen Hebammen, Kindermuhmen und Schulmeister, und bildet es vollends tüchtig aus! — Nur erlaubt noch zum Schlusse dieser Vorrede diese Bemerkung: über Rezensenten lassen sich wie über Aerzte tausend Epigramme machen (beyde sind ja ohnehin schon nicht nur in dem Berufe zu heilen sondern auch in der Praxis anonym zu morden einander selbst gleich) Ferner ist der Witz über Rezensionswesen so unerschöpflich als über andere Sudeleyen, nur mit dem Unterschiede, daß in Sudeleyen und Schlüpfrigkeiten alte Leute am liebsten ihren Witz üben, über Rezensentenwesen aber am liebsten junges Autorenvolk. Und bloß zum Belege dieser letzten Bemerkung noch die allerletzte: Rezensenten kutschieren uns Autoren offenbar in die große Welt hinein, und leben so eigentlich von uns. Aber man wundert sich mit den Chinesern 1) mit Recht darüber, daß der

1) Travels in China by John Barrow, Lond. 1804. S. 113. Ich zitiere gelehrt das Englische Original, wiewohl es möglich wäre, daß ich die Sache nur aus einer Deutschen Uebersetzung wüßte.

Kutscher da draußen auf dem Bocke so viel höher sitzt als die Herrschaften im Wagen, und vollends gar daß er ihnen immer den Rücken zukehrt!

Wie in jeder guten Unterhaltung fange ich wohl auch hier am schicklichsten vom Wetter an. Es giebt freylich mehr Tage in der Woche, an denen schönes Wetter sehr zu wünschen ist. Muntern Handwerksburschen, welche einen und den andern Genossen mit heitern Liedern auf den Weg und die weitere Wanderschaft geleiten am blauen Montage, wird es indessen von mir nicht verdacht, wenn sie nicht nur den Montag, sondern auch Himmel, Luft und Wetter blau, frey, rein und heiter haben wollen. Dienstags könnte es etwas Regen geben, wenn nicht vielleicht ein Roßleber Klosterschüler schon früh um zehn Uhr einen Zettel gelöset hätte, der von zwölf bis sechs Uhr im Holze herum zu laufen gestattet. Indessen ist Mittwochs und Sonnabends sicher allen Schulkindern und Scholaren heiteres Nachmittagswetter zum Ballschla-

gen zu wünschen, so wie nicht minder ihren Hauslehrern, welche auf das benachbarte Dorf gehen, um Sonntags daselbst eine Gastpredigt zu halten. Zu dem ist anzumerken, daß schlechtes Wetter am Sonnabende den Weibern alles Putzen und Reiben im Hause sehr erschwert und verleidet; der Himmel braucht ja nicht zu regnen und zu waschen, wenn jeder Himmel im Hause (wenigstens in meinem Hause beherrscht die Frau nicht nur den Freudenhimmel sondern auch den Thronhimmel) schon alles scheuert und wäscht. Donnerstags und Freytags (abgerechnet bey den Mahomedanern, die am Freytage ihren Sabbath haben) mag der Himmel sich abregnen und Sonnabends die Erde wieder abtrocknen, damit am Sonntage denn alles geputzt ist inner und außer dem Hause. Dem arbeitsamen Landmanne, den ich am Sonntage früh an den Brunnen zwischen Hof und Garten heraus gehen und die weißen Hemdesärmel hoch zurück streifen sehe, um in der frischen Quelle das Gesicht zu baden, ist es wohl zu gönnen, wenn der Sonntag ihm ent-

gegen kommen kann als eine schöne frische Dirne, geschmückt mit einem vollen Blumenstrauße, wo in jeder wirklichen Blume wieder helle Demantblumen von Thau blitzen. Müßte sich der Sonntag nicht ein wenig schämen, wenn er nicht ein Mahl einen eben so weißen Hemdärmel zurück streifen, und einen von Wochenarbeiten nur gestärkten aber nicht geschwärzten Oberarm zeigen könnte wie besagter Bauer? — Freylich für den Geschäfts- und Weltmann brauchte der Sonntag sich im Grunde eben so wenig zu putzen, als ersterer sich für den letzteren putzt. Denn ein Geschäfts-,, oder Weltmann bleibt an keinem Tage so lange in Pantoffeln als am Sonntage, wo er keine Session hat und wenig Besuche nur zu nehmen oder zu geben sind, oder doch erst spät, weil man unter der Kirche nicht, gern jemand stört, der in derselben — nicht ist. Doch wird mit aller dieser Austheilung des schönen und schlechten Wetters vielen noch gar nicht geholfen, sondern vielleicht allen Ackersleuten nur geschadet. Zwey Klassen von Menschen wäre wohl nur immer einerley Wet-

ter zu wünschen: Reisenden immer gutes und Spielern immer schlechtes. — Einer ordentlichen Schulmeistersfrau auf dem Lande wird es übrigens jeder Zeit unbegreiflich bleiben, wie in manchen grosen Städten, z. B. Merseburg u. a. Sonnabends Abends die herrlichsten Soupers gegeben und genossen werden können.

Einige Kritiker des Tages haben gegen das in der Schriftstellerei jezt gänge und gäbe werdende Fragmentenwesen sich verschiedentlich ausgelassen, des Paulinischen Spruches: „ daß unser ganzes Wissen nur Stückwerk sey, " wohl wenig eingedenk. Wie würde es aber um die Griechische und Römische Literatur aussehen, wenn unsere Filologen nicht anders geurtheilt und so manche vortreffliche Fragmente alter Autoren nicht mit demjenigen unermüdlichen Fleiße gesammelt hätten, mit welchem sie es wirklich gethan haben? Ich will des einzelnen Falles nicht gedenken, daß wir zweier schön vollendeten Lieder von Voß wohl gänzlich entbehren müßten, müßten wir zweyer kleinen Fragmente

der Dichterinn Sapfo 2) entbehren! sondern ich will (wahrlich! entfernt von allem Eigendünkel) nur fragen, ob meine geringen Fragmente dem folgenden des Alkifron wirklich so weit nachstehen als es vielleicht einem und dem andern Filologen oder Kritiker bey dem ersten Anblicke vorkommt? Ich gebe das Alkifronische Fragment hier vollständig und unverkürzt: „Ἔνδα ἀγρῶν ὑπαίδριοι χάριτες," wiewohl es in einigen Abschriften sich wirklich noch um das zweyte Wort verkürzt vorfindet. 3) — Ach alles unser Wissen bleibt ja wie unser Thun immer nur Stückwerk, und es wäre schon herrlich genug, wenn unser Wollen des Guten, unser Streben nach dem Edlen nur immer ein Ganzes wäre in ununterbrochnem Zusammenhange!

---

2) Es schiene mir selbst wohllautender, wenn die Dichterinn Saffo hieße und sich bloß mit zwei f oder ph geschrieben hätte; aber Klopstocks Nahme ist ja mit den drey Konsonanten in der Mitte nicht wohlklingender als Sapfo's wahrer richtig geschriebener.

3) Ed. J. A. Wagneri, Tom. II. Pag. 228.

Da es den souveränen Fürsten allein vorbehalten ist, ihr körperliches Bildniß auf Gold und Silber geprägt in der Welt umlaufen zu lassen; so müssen wir anderen ehrlichen Leute uns wohl begnügen, das Abbild unseres Geistes bloß auf Druck-, oder höchstens auf Velinpapier, so viel als möglich ist, in Umlauf zu setzen. Auf kleiner Scheidemünze findet sich nun freylich selten ein fürstliches Brustbild; aber spiegelt sich die Sonne in den kleinen Thautropfen, die sie vorher selbst aus dem Weltmeere aufzog, nicht eben so klar als in berührtem Weltmeere ab? Sollte ich wirklich so sehr fehl schließen, wenn ich denke, daß aus „Markus Hüpfinsholzens Geiste" wenigstens ein ganz artiger Schattenriß seines Geistes hervorschatte?

Es ist unangenehm, oft wiederhohlt den Tadel hören zu müssen, daß in Göttingen z. B. und auf einigen andern Universitäten die Studenten Musensöhne genannt würden, wiewohl die Musenkünste vor lauter Brodwissen-

schaften daselbst nicht auf die Beine kommen könnten. Der Tadel ist ungerecht; denn gerade weil die Studenten Musensöhne sind, ist ihnen ein vertrauter Umgang mit ihren Müttern mit Recht verboten so wie jedem andern Sohne der Incest mit seiner Mutter.

„Sich mit fremden Federn schmücken" ist in dem gemeinen Wesen des Bücherschreibens wohl nicht gerade als eine bildliche von der alten Dohlen-Fabel hergenommene Redensart anzusehen, sondern meistes Theils recht eigentlich von geschnittenen Gänsespuhlen zu verstehen; denn sahen wir nicht schon manchen rüstigen Bettelbuben, der doch auch ein Mahl Etwas schreiben wollte, aus dem Kehricht oder unter dem Fenster großer Gelehrten abgenutzte Federstümpfe auflesen zu anderweitem Gebrauche?

Ein Mädchen, welches Unschuld, ein Weib, welches Tugend, ein Gedicht, welches Gefühl, ein Buch, welches Witz haben will, darf nicht von Unschuld, nicht von Tugend, nicht von Gefühl, nicht von Witz viel reden: der Spieler, der die Hand voll Trümpfe hat, ist am stillsten; — so viel höchst Poetisches die Bibel enthält, so kommt der Nahme der Poeten doch vielleicht nicht viel mehr darin vor als Ein Mahl, Apostelgesch. 17. v. 28.

Junger nach der Druckerpresse schmachtender Autor! wenn du dich und die Erzeugnisse deines Geistes in das Gewand auch des schönsten Papieres eingekleidet siehest, denk der Erinnerung! du siehst dich gekleidet nur immer in — Lumpen. Es scheint nur, sich durch Schriften zu verewigen, leichter möglich als durch Thaten im Leben; es scheinet jenes auch nur größer zu seyn als dieses. Nicht jedem mag es gelingen, durch Schriften ewiges Leben zu erwerben; aber jedem kann und

muß es gelingen durch Thaten. Und gewiß ist die durch Thaten errungene Unsterblichkeit nicht nur sicherer sondern auch unsterblicher und ewiger als die durch Schriften erschwungene. Glaube fest: iedes gute Korn, das du handelnd im Leben ausstreuest, tragt, ins Unendliche fortlebend und forterzeugend, Früchte, deren Zahl und Maß niemand hat. Wenn in der fysischen Natur nichts, auch nicht das geringste unfruchtbarste Sandkorn, unnütz da ist und unnütz verloren geht: so geht in der Natur des menschlichen Wirkens gewiß auch nicht eine einzige thätige Bemühung des Menschen zum Guten und Edlen nutzlos unter, sollte sie auch die verlorenste aller Bemühungen zu seyn scheinen. — Strebe nach Ruhm und Ewigkeit deiner Werke, nicht deines Nahmens! — daß dieß alles aber nicht heißen solle: „Männer, die weiter nichts gethan als vortreffliche Schriften geschrieben, hätten nichts oder nicht vielgethan, sieht wohl jeder, welcher sieht, daß ich selbst schreibe und zwar so gut!

E.

Mit Recht haben Leute wie A. W. Schlegel, Franz Horn und andere auf die schätzbaren Rezensionen aufmerksam gemacht, womit sie die allgemeine Literaturzeitung unterstützten und sichtlich hoben. Aufgemuntert durch ein solches Beyspiel gebe ich hier eine Rezension von mir, welche ihres Zweckes wohl nicht verfehlen und einsichtsvolle vigilante Redaktoren gelehrter Zeitungen auf die gute Akquisition, die an mir zu erhalten seyn dürfte, sicherlich aufmerksam machen wird. Man höre mich und urtheile:

„Das weiße Buch. Köln, bey Peter Hammer, 1805. 456. S. 8."

Wir freuen uns des schönen Berufes, die Freunde des Verfassers auf ein neues Werk von ihm (welches unseres Wissens noch in keinem an-

deren kritischen Blatte angezeigt worden ist) zuerst aufmerksam machen zu können, und das um so mehr, als wir gestehen müssen, daß uns der Verfasser in keiner seiner Schriften so sehr angezogen hat als in dieser letzten. Und wenn vielleicht auch dieses Werk die Mißbilligung mancher Leser von neuem darüber erregen möchte, daß der Verfasser sich für die (bekannte aber nicht eben beliebte Manier eines sonst berühmten Autors nun ein für alle Mahl so durchaus und bestimmt entschieden hat; so wollen wir hierüber doch deshalb nicht mit ihm rechten, weil wir uns mit dem Urtheile eines anderen Rezensenten einer anderen Schrift desselben Verf.: „ er erinnere zwar an —— 's Manier, aber nicht eben an seinen Geist, " denn doch unmöglich einverständigen können.) Ueberhaupt müssen wir gestehen zu glauben, daß es um die Neuheit und Eigenthümlichkeit einer Manier eine eigene Sache sey. So hat Rez. immer, wenn er in Abrah. a. St. Clara's Judas d. Erzschelm sah, wie der Autor zu Anfange eines jeden Kapitels den reinen Flachsfaden der Historie des Helden zwar immer

ein wenig weiter heraus spann, dann aber in langen strafenden Digressionen kurzes Witzwerrig recht mit Liebe aus einander zausete, sich der Vergleichung dieser Manier mit der unseres Jean Pauls (versteht sich mutatis mutandis und deductis deducendis) nicht gänzlich erwehren können. Desgleichen las Rez. neulich noch dreyen Freunden, welche sich mit ihm zu den grösten Verehrern des grösten unter den jezt lebenden Deutschen Historikern zählen, von Lohensteins Arminius (auf dessen immensen Sprachreichthum unser Voß vor kurzem mit Recht wieder aufmerksam gemacht hat) den Anfang 4) vor, und erhielt auf die Frage: „aus welchem Autor die Stelle

---

4) Nur mit einigen geringen Varianten, als Prokonsul und Konsnl für Landvoigt und Burgermeister, z. B.:

„Rom hatte sich bereits so vergrößert, daß es seiner eigenen Macht überlegen war, und es gebrach ihm jezt nichts mehr als das Maß seiner Kräfte. Denn nachdem Bürger gewohnt waren, ganze Königreiche zu beherrschen, vor Prokonsuln sich große Fürsten beugten, die Konsuln Könige vor ihre Siegeswagen spanneten, konnte die

sey", sogleich die einstimmige Antwort: „aus Johann von Müller, dessen Rede vom

---

Gleichheit des bürgerlichen Standes ihren Begierden nicht mehr die Wage halten. Hieraus entspannen sich die innerlichen Kriege, welche dem Kaiser Julius das Heft allein in die Hand spielten, als der große Pompejus in der Farsalischen Schlacht seine Kräfte, das Römische Volk aber seine Freyheit verlor, und jenem über Hoffen die Erde zum Begräbniß gebrach, dem sie kurz vorher zu Ausbreitung seiner Siege gefehlt hatte. Denn ob zwar der andere großmüthige Brutus durch einen in des Julius Brust gestochenen Dolch das Joch der Römer zu zerschneiden, dem Vaterland die Freyheit, seinem Geschlecht zum andern Mahl den Nahmen eines Erlösers zu erwerben trachtete; so schlug doch sein nichts schlimmerer Anschlag viel ärger als des ersten Brutus aus. Also hängt ein gewünschter Ausschlag nicht von der Gerechtigkeit der Sache, nicht von der Kühnheit eines herzhaften Unterfangers, sondern von dem unwandelbaren Gesetz des unerbittlichen Verhängnisses ab. Wie nun Brutus vom Antonius erdrückt war, also entäußerte sich der furchtsame Lepidus seiner Hoheit und fiel dem August in einem Trauerkleid zu Fuße. Der letzte unter den Römern, Kassius, tödtete sich aus Einbildung eines fremden Todes. Des Sextus Pompejus Kopf schwamm im Meere; Kato und Juba fielen lieber in ihre eigenen

30. Januar 1805 über den Untergang der Freyheit der alten Völker ihnen noch lebendig im Gedächt-

---

Schwerter als in die Hände des Oktavius. Antonius verlor sich durch eigene Wollüste; blieb also niemand von den Großen übrig als August und sein Anhang.

Da nun dieser die Gemüther der Kriegsleute mit Geschenken, den Pöbel mit ausgetheiltem Getreide, den Adel mit Freundlichkeit, alle mit vorgebildeter Süßigkeit des Friedens gewonnen hatte, war niemand, der nicht lieber eine glimpfliche Herrschaft als eine stets blutende Freyheit verlangte. Ja die auch selbst im Herzen die einhäuptige Herrschaft verfluchten, traten von ihrem Anhang und ihrer Meynung ab, nachdem Rom's Schutzgott solche vorher verändert hatte. Alle Widerwärtigen erkannten das Absehen des Verhängnisses, die tödtliche Krankheit ihrer bürgerlichen Herrschaft, und nahmen wahr, daß das zwistige Vaterland nur unter Einem Hut zu befriedigen, und die bey den bürgerlichen Kriegen zerfleischte Freyheit unter einem Fürsten einzubüßen der Römer größtes Glück war. Und hiemit fiel das Loos auf den August, gegen welchen die sich widersetzende Tugend unglückselig, die Tapferkeit, selbst unvermögend ward. Daher gieng nun Jedermann in seinen Pallast, nachdem (wie sie selbst sagten) ihnen das Glück zu selbem und zu ihrer Schuldigkeit den Weg

nisse war. — Um indessen wieder auf unsern Autor zu kommen, so denken wir, wenn ihm auch die Neuheit und Eigenthümlichkeit der gewählten Manier gerade nicht zugesprochen werden möchte, daß ihm doch Eigenthümlichkeit des Geistes, der durch seine Werke weht, und Neuheit der Gedanken darin wohl nicht abgesprochen werden kann. Wir finden uns nicht berufen, den Lesern durch einen nakten dürren Auszug der Geschichte die Freude der Auflösung und Ueberraschung, welche ein Leser ohne dieß nur Ein Mahl hat, zu rauben; sondern wir heben nur einige Stellen und Gedanken aus, welche hoffentlich lüstern genug nach dem Ganzen machen werden.

S. 42. Es ist wahr, der Schwan ist ein schönes Bild des Dichters, und ich höre gern den Tiberschwan, den Boberschwan, die Ilmschwanen nennen, und bin vielleicht selbst nicht davor sicher noch ein Mahl als Helmeschwan oder Dillchwan auf die Nachwelt fort zu schwimmen. Wenn aber der Sage nach die Schwanen nur kurz

---

gewiesen hatte, und wohin die Götter vorausgegangen waren.." —

vor ihrem Tode am schönsten singen sollen, so sollen die Dichter nicht ihnen hierin zu gleichen streben, sondern Poeten sollen ein Ebenbild ihres Gottes Foibos Apollon werden, der nur am Mittage am höchsten und hellsten strahlet.

S. 48. Jede Freude zeigte sich auf Maria's Wangen immer in hoher dunkler Röthe, so wie Sonn- und Festtage im Kalender vor andern Tagen durch die rothe Zeichnung sich heben. Theils kam es daher, weil das Schicksal (gleich den Reformatoren) in ihrem Kalender nach und nach der Fest- und Apostelstage immer mehrere ausgestrichen hatte und die Freude ihr so selten kam und darum immer so überraschend wie ein Schreck; theils aus Demuth, welche durch das seltnere Kommen der Freude den Glauben, sie verdiene solche nicht, immer mehr in ihr bestärkte.

S. 57. Landleute machen sich freylich wenig aus dem Walde im Walde, aber desto mehr, wenn sie ihn in der Stube haben können (besonders an Pfingst- Frohleichnamsfesten und Herbsttagen,) wenn auch nicht voll Nachtigallen, so doch voll Rothkehlchen. Und der Schulmeister, wiewohl er in der Jugend ein Mahl (als Chorschüler) ein

Städter gewesen, war doch durch die Länge der Jahre den alten dörflichen Sitten wieder anhängig geworden und ließ sich daher gern von seinen Schulkindern duftende Mayen in die Stube pflanzen, die er ihnen ja ohne dieß zu seiner Zeit, wenn die Blätter nach und nach abgetrocknet waren, in langen ungezognen Winterschulstunden wieder geben konnte, zusammen gebunden und belehrend wie jener sterbende Vater in der Aesopischen Fabel seinen Söhnen ein Gebund Reiser gab, um ihnen Ruhe und Frieden zu lehren. 5) Die lustigsten Fliegen unter seinen Schülern vergaßen dann gern ihre aufgegebenen Lektionen und fingen ihm Rothkehlchen auf die Mayenbüsche, damit diese wieder andere unleidlichere Fliegen in der Stube wegfin-

---

5) Der Verf. bittet in einer Anmerkung, daß Luther, Geuert, Adelung und die Mehrzahl der ältern und neuern Deutschen Schriftsteller ihm den Sprachfehler in der Wortfügung des Lehrens nachsehen möchten. Da er indessen nicht nur Männer wie Ramler, Herder und Voß sondern wohl auch die Natur der Sache und Sprache für sich und den Sprachfehler hat, so bedarf es (bey uns wenigstens) nicht jener Bitte um Nachsicht.

gen. Was sollte aber der gute Schulherr nachher thun, wenn der herrschaftliche Waldschütz zu ihm kam und ihn bat, in Gemäßheit oberforsteylicher Verordnung der Schuljugend reinere Begriffe von wahrem Naturgenusse beyzubringen und bey Birkenreisstrafe aufzugeben, Birkenduft und Vogelgezwitscher im Walde zu lassen und mit ihrem Lehrer und ihren Aeltern draußen zu genießen so viel möglich? — Ich verkenne übrigens die väterliche Weisheit hoher Verordnungen nicht, welche das naturwidrige Verpflanzen des Waldes und des Waldgesanges in die Bauernstube oder gar in das Dachstubenfenster eines engbrüstigen Stadt-Handwerkers nicht für einen zu geringfügigen Gegenstand ihrer Oberaufsicht halten sondern mit vollem Rechte streng verbieten und verpönen; aber ich fürchte, man wird den vorberührten Zweck (reinere Empfindungen, richtigere Begriffe von wahrem Naturgenusse und wirkliche Hinneigung und Angewöhnung zu demselben) nicht eher (und vielleicht nirgends als in dem Lande Utopien) vollkommen erreichen können, als bis man erst noch mehr, als in der That bisher ge-

schehen, durch vernünftig berechnete Auflagen und Abgaben dem Landmanne die übertriebene Anhänglichkeit an seine karge Erdscholle und an seine mühselige Wochenarbeit benommen hat, wodurch alsdann dem Handwerker, dessen Fleiß jeßt ohne dieß mehr dem verderblichen Lux als dem Bedürfnisse dienet, schon von selbst Muße genug zufallen wird zum Spatzieren gehen und zu ungehindertem Genusse der schönen freyen weiten Natur. Ich kann nur diese Rückkehr in den seligen Naturstand recht gut, aber leider mehr in poetischem als profetischem Geiste, ausmahlen. Der Landmann verläßt gern seinen rauchrigen Herd, auf dem schon lange nichts mehr rauchte; er tritt heraus aus seiner morschen Hütte und kehrt ihr eben so freudig als dem Exekutanten, der sie einnimmt, den Rücken, seine muntern Schritte aber dem schönen Walde zu, der nun ihn einnehmen soll. Ihm kommt, dort längst schon einheimisch und zum Erstaunen frey von allem Stadtbürgerstolze, der vormahls hektische zusammengedrückte Stadt-Handwerker, der hier die Nachtigallen anders schlagen hört als sonst im dumpfen Käfige vor seinem Fenster, leicht und aufgerichtet entgegen.

Sie irren nun umher in dunkeln
Eichenhainen,
Der Mann mit der Keule bewehrt,
das Weib mit ihren Kleinen
Nach Affenweise behangen; und sinkt die
Sonne, so bleibt
Ein jedes liegen, wohin der Zufall es
treibt.
Der Baum, der ihnen am Tage Schat-
ten gab,
Wirft auch ihr Abendmahl in ihren
Schoos herab;
Und ist er hohl, so wird bey Nacht
Aus seinem Laub' ihr Bett in seine
Höhle gemacht.

Doch ich überlasse dem Leser, die weitere schöne Ausmahlung des Standes dieser glücklichen wiedergebornen Naturmenschen.

Die ohne zu pflanzen, zu ackern, zu säen,
Mit Müßigang sich auf Kosten der Götter begehen,

dort selbst nachzusehen, woher ich die letzten Striche meines flüchtigen Umrisses entlehnt habe (in Wielands Grazien.)

S. 62. Die Welt verlangt von den Dichtern freylich mehr als bloß Poesie, und will die Lerchen und Amseln, die sie im Frühling und Sommer auf Feldern und in Wäldern gern hat und gern wohl pfeifen hört, im Herbst' und Winter auch gern haben — am Spieße zum Verspeisen.

S. 64. Jener polygrafische Dichter sucht den Straußen beyzukommen, deren Unvermögen zum Fluge durch die Schnelligkeit ihres Laufes ersetzt wird. Aber man kann bey ihm nicht, wie Blumenbach bey dem Strauße anmerken, daß er durch seine Federn vorzüglich schätzbar werde.

S. 80. Der arme Teufel, den die Last des Bettelsackes, je leichter dieser war, desto schwerer drückte, glaubte das Herz des Schwarzröckigen mit der ihn ansingenden Bitte wohl leichter rühren zu können als die Herzen so mancher Buntröcke 6) deren ihm längst gewohnte abweisende Unrührbarkeit ihn selbst wenig oder nicht mehr rührte. Freylich hatte er auch alle rechtliche Vermuthung für

6) Campe muß mich mit dem Buntrocke in den Nachtrag zu seinem Wörterbuche bringen, da er uns beyde im Hauptwerke vergessen.

die seinige, (der Verf. witzelt hier fast zu sehr mit den Worten) da nach Rumford schon ein schwarzer Theekessel leichter ins Wallen und Sieden gebracht wird als ein blanker. Aber die Erfahrung will das bey den Geistlichen nicht aller Orten bemerkt haben, welche oft glauben, es sey schon genug, wenn sie andere erwärmten auch ohne selbst warm zu werden; und diese Künstlerkälte und Besonnenheit ist allerdings an ihnen zu bewundern. Supplikant wurde daher mit einem warmen „bete und arbeite!" entlassen.

S. 94. Auch treten selbst die wenigsten Gesetzgeber und Fürsten dem scharfsinnigen Schnaubert 7) hierin bey, sondern bleiben der gemeinen Meynung, die wir andern Juristen von der Sache haben, anhängig und wissen also, Gott Lob! recht gut, daß sie sich nicht nach den von ihnen selbst gegebenen Gesetzen zu richten brauchen, sondern daß sie ihr besonderes Privatfürstenrecht oder Fürstenprivatrecht und allerdings die Befugniß ha-

7) Es ist von Schnauberts Dissertation de principe legibus suis obligato. Jen. 1793-4. die Rede.

ben, die von ihnen promulgirten Gesetzestafeln nöthiges Falls zu zerschlagen; sie suchen mit Recht dem strengen eifernden Moses nachzukommen, wo nicht voraus. Auch wird ja schon nach Plinius (histor. natur. X. 4.) der Adler vom Blitze nicht getroffen, weil er selbst der Blitz- und Waffenträger Jupiters ist; was sind aber die Fürsten der Erde anderes als die Blitz- und Waffenträger der Götter des Olymps?

S. 101. Doch läßt sich auch noch das für die Erziehung in Masse sagen: von dem jungen Menschen, der unter der Menge erzogen wird, reibt sich vieles Unebene, fällt vieles Aestige von selbst ab, ohne daß es mit dem oft unsichern Gartenmesser ausgeputzt zu werden braucht; so wie Tannen und Fichten in dicht bewachsenen Schlägen die untern Aeste alle von selbst abwerfen und dann desto schöneres, reineres Bau- und Breterholz geben.

S. 103. Wiewohl wir wissen, daß eine freye Bereitwilligkeit und ein beynahe ungeduldiger Drang zu vergeben und zu vergessen, vorzügliches Eigenthum einer schönen Seele ist; so lasset uns doch immer auch daran uns erinnern, daß wir ge-

rade dem zartesten Gemüthe, dem wir Kränkung und Herzeleid angethan, am schwersten im Stande sind, die genommene heitere Ruhe und den freudigen Muth alsbald wieder zu geben, schwerlich durch die bitterste Reue, schwerlich selbst durch die dauerndste Besserung, welche einzig in doppelt schonender zarter Behandlung bestehen kann. Ein Frosch hüpft wohl noch umher, wenn muthwillige Knaben ihm das Herz ausgerissen haben; aber je edler das Geschöpf und je edler wieder das Glied desselben ist, desto seltener und schwieriger ist auch seine Reproduktionskraft.

S. 107. Liebes Weib! die schöne Bestimmung, deine Arbeit, deine Erhohlungen und deine Vergnügungen allein in den Gränzen der Häuslichkeit zu suchen und zu finden, ersiehest du ja schon recht hübsch und deutlich aus dem zweyten Kapitel des ersten Buches Mosis, nach welchem Adam außer dem Paradiese, Eva aber in demselben erschaffen worden.

S. 112. Leute, die nur so in den Tag hinein leben, leben gemeiniglich oft und tief in die Nächte hinein.

S. 127. Recht Schade ist es, daß die Menschen gerade ihre schwächste Seite immer am meisten bloß stellen, da doch schon der Bär (mit welchem nach den Wahrnehmungen der Naturforscher der Mensch sonst so viele Aehnlichkeiten hat) wohl weiß, daß sein Hirnschädel sein schwächster Theil ist, und daher, wenn er sich von einem Baume herabplumpt, sorgfältig seinen Kopf verwahrt." —

Wir müssen aber abbrechen und unsere Leser auf das Buch selbst verweisen, wo diese wenigen ausgehobenen Stellen und viele andere von gleichem und von vorzüglicherem Werthe in ihrer Umfassung in noch hellerem Glanze leuchten und im Zusammenhange des schönen Ganzen so gediegen dastehen, wie die macedonischen Diamanten in filippischem Golde erzeugt. Gern theilten wir noch einige ganz besonders gelungene Stellen mit, z. B. S. 313. über die schöne Intoleranz des Jünglings und deren Uebergang in die duldsamere allumfassende Menschenliebe des männlichen Alters, S. 327 über männliche Keuschheit, S. 351: über weibliche Heiterkeit, S. 411: über den Werth und die höhere Ansicht des Scherzes, und dergleichen meh-

rere, wenn es der für Anzeigen von Schriften dieser Art bestimmte Raum unserer Blätter gestattete, und wenn wir nicht fürchten müßten, den Verf. selbst auf uns unwillig zu machen, welcher sich S. 112. gegen dergleichen Thun ziemlich bestimmt erklärt. „ Dagegen (heißt es dort) gleichen Leute, die den Geist von uns Autoren abschöpfen wollen, den Kirschfinken, welche auf den schönsten Kirschbäumen sitzen und aus den Kirschen die Steine aushacken nnd zerknacken des bittern Kernes wegen, das süße Fleisch aber lassen sie ungekostet auf die Erde fallen. “

Allerdings hacken wir hier einen bittern und etwas angegangenen Kern aus, wenn wir noch folgende Stellen anführen: S. 2. „ die mehrsten Leser nehmen sich nicht die Mühe, den Wurstzipfel eines Buches, die Vorrede auszuknaupeln, sondern werfen ihn lediglich den Rezensenten hin.

S. 113. Tüchtige Rezensenten gleichen den Blutigeln: wenn man ihnen auch mit antikritischem Messer den Schwanz abschneidet, daß ihnen das uns vorhin ausgesaugte Blut wieder ausläuft, so kehren sie sich daran, Gott Lob! doch nicht,

sondern fangen vorn fort und mit Lust. Ohne dieß erschwert das theure Stempelpapier der Intelligenzblätter die Antikritiken zu sehr, indessen es dem Rezensenten leicht wird, gut und lang zu antworten, weil der im Intelligenzblatte natürlich zum Armenrechte zugelassen wird, nachdem er zuvor in den Haupt„rezensierblättern seine Armuth ordentlich und hinlänglich bescheinigt hat.

S. 128. Der Unterschied zwischen Rezensionen, (sagte mir mein Verleger) die ich selbst mache und dann dem unparteyischen Korrespondenten, dem Reichsanzeiger und sämmtlichen gelehrten Intelligenzblättern einverleibe, und zwischen denen, die ich in allgemeinen D. Bibliotheken und Literaturzeitungen machen lasse, ist gering und etwa der, daß ich jene nach Zeilen und Bogen, diese aber in Bausch und Bogen bezahlen muß. Denn wenn gleich die Lesermenge sonst auch noch die apokryfischen von den kanonischen unterschieden hat; so haben doch gelehrte Leute schon längst sich nicht erblödet, über die Authenticität auch der letzteren mancherley skeptische Grübeleyen anzustellen.

S. 253. Daß Köche und Küchenmeister durch das Kosten der heißen Speisen sich meistens die Zähne verderben, ist natürlich; die gelehrten Ausschmecker dagegen, die Rezensenten, verderben sich durch das Vorkosten die Zähne gar nicht, sondern bekommen sie immer schärfer und bissiger."

In Erwägung solcher Stellen müssen wir den Verf. bitten, doch ja immer an die Wahrheit der von ihm S. 71. selbst gemachten Bemerkung sich zu erinnern: „Mit einem witzigen Buche geht es ziemlich wie mit einer Mühle, nur umgekehrt. Wenn das Mühlenwerk still steht und des Stromes Geräusch aufhört, so wachen die in der Mühle Schlafenden auf; wenn aber im Buche der Strom des Witzes inne hält, so kann der durch den vorigen Strom gemunterte Leser allmählich recht gut einschlafen."

Zum Glücke findet man solcher offenbar schwachen Stellen wie die vorhin angeführten vier sind, nur wenige in dem Buche des Verfassers; daher ubi plura nitent etc. Auch scheint er es im Grunde mit den Rezensenten doch so böse nicht zu meinen, vielmehr den Werth der Gunst derselben

so gut als ein Verleger schätzen zu können, da er S. 78. selbst sagt: „Ich verlange von meinem Rezensenten, entweder daß er den Hut vor mir ziehe, oder mich lieber in allgemeinen Literaturzeitungen vom breiten Steine, in gelehrten Anzeigen aber mich ehemahligen gelehrten Mitbürger von den schönen Seitenfußbänken wegzustoßen suche! am fatalsten wird es mir immer seyn, wenn er ein wenig an den Hut greift, ohne ihn abzuziehen.“

Sitzen gelassen haben wir ihn offenbar nicht, und können daher diese Anzeige wohl mit der Hoffnung schließen, daß der Autor mit uns, so wie der Leser mit dem Autor zufrieden seyn werde.

V. m. s. b. h.

Der Autor ists in der That und sehr, und braucht vorstehende wohl gerathene Rezension wohl nicht zu loben! sichtbar hat sie die vortrefflichste aller Eigenschaften; das Werk lobt seinen Meister.

J.

Gleich dem berühmten Publizisten J. J. Moser, der, um unnöthiges weitläuftiges Abschreiben zu vermeiden, ganze Abhandlungen aus fremden Werken heraus schnitt und ohne Weiteres in seine Bücher hinein drucken ließ, schneide ich dies Mahl aus einem Werke, das nicht mein Werk sondern das Werk des Bürsners ist, mit einem Worte aus dem ledernen Hemde, das ich zu tragen pflege, bloß den linken Ärmel aus und schicke ihn in die Druckerey. Künftigen Biografen von mir und Literatoren wird es nähmlich wichtiger seyn als jetzigen Lesern, daß ich zwar ungleich dem Petrarka, der eine Laura hatte die er nicht besaß sondern nur besang, eine solche habe die ich wirklich besitze aber weniger besinge, daß ich aber auch dem Petrarka ganz gleich Tag und Nacht ein ledernes

Hemd auf dem Leibe trage und beschreibe so gut wie er auch that. Indessen wenn es voll geschrieben ist, gebe ich es nicht sowohl in die Wäsche (der Himmel gebe, daß die Rezensenten es bey schönem Pfingstwetter in die Wäsche nehmen!) als vielmehr in die Druckerey, wie mir der Hr. Setzer dieses nöthiges Falls bezeugen könnte. Beym Himmel! schreibe ich nicht oft in der Stille in guten Gesellschaften, wo ich Anstands halber die Hand in der halbgeöffneten Weste ein wenig zu wärmen scheine, die wärmsten und rührendsten Sachen auf das Herz? Wenn mich die Leute auf einem Spatziergange, die Hände auf dem Rücken unter dem leichten Fracke wie sie denken wohl in einander gelegt, einher schreiten sehen; so können sie es freylich wenig wissen, daß ich vielleicht eben jetzt die giftigsten Satyren auf sie auf den Rücken schreibe, ordentlich darauf ausbecke und wachsen lasse wie die Rana pipa 8) auf ihrem Rücken ihre gräulichen Jungen —

---

8) Eine scheußliche Kröte in den Gewässern von Guiana.

„Jetzt aber nimmt blos der linke Aermel das Wort, wiewohl er kaum mehrere geben wird als jener Hund in Weisenfels, welcher, (nach Leibnitzens Angabe) zwanzig Worte zu sagen wußte, sowohl Französische als Deutsche.“

Es ist sonderbar, daß die Sprachen und die Mahler den Engeln und Teufeln männliches Geschlecht und männliche Gestalt geben, da es doch eine ausgemacht seyn sollende Bemerkung ist, daß nur das Weib sich zum Engel oder Teufel machen könne.

In der Poesie wird die zuversichtliche unerschütterliche Liebe eines weiblichen Wesens zu einem Unwürdigen wohl bewundert; warum wird sie aber im Leben nicht nur von nahen Theilnehmenden sondern auch von Fremden, und oft so hart getadelt? O selig bist du, hochherziges Weib! das du jene heilige Zuversicht, jenen schönen festen Glauben an den Menschen (wie über-

haupt jeden hohen heiligen Glauben) länger und treuer in deinem Herzen zu bewahren vermagst als der Mann, der hell sehende starke!

Die oft gehörte Sage und Klage der Weiber, daß die Ehe dem Weibe mehr Freyheit nehme als dem Manne, scheint allerdings durch den Umstand, daß wirklich die mehrsten Männer wenige Tage nach der Hochzeit oder nach den Flitterwochen schon den Trauring ablegen, die Weiber dagegen den ihrigen am Goldfinger behalten und fest einwachsen lassen, erläuternd bestätigt zu werden: auch möchte ich, ihr lieben Frauen, beynahe zugeben, daß ihr nicht so ganz Freygeborne seyd wie die Männer; aber wahrlich! durch die Ehe werdet ihr wenigstens Freygelassene oder ihr werdet es nie. Welcher Rechte und Freyheiten genießt denn eine Jungfrau, zumal eine bejahrte? Beynahe alle Rechte zu handeln sind ihr abgeschnitten und sie hat bloß einen uneingeschränkten Freybrief zu reden. Wenn in den äußern Umgangsverhältnissen des Lebens dem Weibe als dem

schwächeren Werkzeuge die Ehre vor dem Manne voraus gelassen wird; so sollte doch von Rechts wegen jene äußere Ehre auch wieder vor dem Weibe voraus der bejahrten Jungfrau als dem allerschwächsten Werkzeuge zugebilliget werden. Aber auch nicht ein Mal diesen elenden Anspruch darf eine Jungfrau, die mit Ehren zu Jahren aber nicht an den Mann gekommen ist, machen so wie überhaupt keinen. Eine Frau dagegen, für welche die priesterliche Einsegnung am Trauungstage eine zweyte Konfirmation ist (für die Welt und für das Menschenleben im besten Sinne genommen), eine geeheligte Frau gelangt nun auf Ein Mahl zu dem Vollgenusse der herrlichsten Vorrechte und Privilegien, die vielleicht größer und wünschenswerther sind als alle die hochgepriesenen Vorrechte der Männer im Kopf- und Handdienste des Staates im Frieden sowohl wie im Kriege. Schon und beynah allein aus dem einzigen Monopol, das die Weiber haben, dem Staate Kinder zu gebären, lassen sich ja alle ihre übrigen unschätzbaren Privilegien und Freyheiten zu handeln,

an denen leider der Jungfranstand wenig oder keinen Antheil haben kann, herleiten.

Männer zeigen mehr Muth in Gefahren als in Leiden; umgekehrt bewahret das Weib in Leiden längern und kräftigeren Muth als in Gefahren und als der Mann es vermag. Gleicher Gestalt offenbaret ein Mann mehr Stärke und Ausdauer im Hoffen als ein Weib; aber wem mag es gelingen, standhaften Muth zu erhalten im Glücke? Nur dem Edelsten, und (so viel mir scheint) auch dann dem edelsten Weibe leichter als selbst dem edelsten Manne.

Ein Mann, er sey nur im Ganzen tadellos und ohne Hauptfehler, darf frey und unverhüllt unter dem Auge einer beobachtenden Frau hergeben; er darf ihr vorige Vergehungen und einzelne ihm etwa noch anklebende Fehler offenherzig bekennen und hoffen, daß dadurch ihre Meynung von ihm gar nicht falle sondern sicher steige. Aber nicht so

leicht mag sich ein Weib dem hellen Auge eines Weibes unbedeckt und frey zur Beschauung ausstellen: wie die Sonne, welche die unbeschirmte männliche Wange verschönernd bräunt, die weibliche dagegen schwärzt und mit Sommersprossen befleckt; so mag das helle scharfe Auge einer Frau auch nicht leicht eine andere unter sich hergehen sehen, ohne sie mit wenigen Sommersprossen zu bestreuen und in etwas zu schwärzen.

Dichter, die das Geistigste und das Sinnlichste der Liebe zu verschiedener Zeit recht gut schildern und genießen können, gleichen der Lerche, die sich immer tief in die hohe blaue Luft taucht, zuweilen aber auch wie andere Scharrvögel im Sande badet.

Es sey, daß ein dem schüchternen Mägdlein muthwillig geraubter Kuß dir süßer, eine kurze verstohlene Umarmung der Geliebten entzückender ist, als des treuesten Weibes Umfahung! Aber

nicht also der Kuß, der der Muse geraubt wird. Nur der innige feste Kuß der Weihe, nur die frey gebotene Umarmung der himmlischen Muse giebt eine überschwängliche unvergängliche Seligkeit und Wonne.

Einer fleißigen Dichterinn wäre freylich zu gönnen, daß sie es hätte wie die Sänger im Thierreiche, die Vögel, und daß ihre Kinder schon ziemlich befiedert sich selbst nur aus dem Eye heraus zu picken brauchten, in wenig Wochen völlig flücke würden und separate Oekonomie anstellen könnten wie jene. Aber so soll eine Dichterinn Mutter sie nähren nicht nur neun Monate mit leiblicher sondern auch gar noch zwey Mahl so viel Jahre mit geistiger Milch. Wo bleibt ihr Zeit für die unsterblichen Kinder ihres Geistes, wenn ihr die sterblichen ihres Leibes so viel wegnehmen?

Da ich mehrere gute Dichterinnen wirklich verehre, so habe ich die ganze Naturgeschichte durch-

laufen, um gute Analogien für die Dichterinnen zu finden, aber vergebens. Weder die Nachtigall, noch die Wachtel ec. sondern ihre Männchen schlagen. Nicht ein Mahl für schlechte Dichterinnen fand ich eine Analogie im Thierreiche, denn sogar unter den Fröschen lassen nur die Männchen ihre Stimme hören. Auf die Art bin ich zu der beynahe festen Idee gekommen, daß ein Weib nie wahrhaften Naturberuf zur Poesie haben könne. Darum bleibt, ihr holden Frauen! immer das, wozu euch die Natur berufen, aller Dichter hochgepriesene Göttinnen, aller Dichter begeisternde Musen.

Es ist wahr, was die Weiber am mehrsten lieben in ihrem Leben, können sie ordentlich hassen in Büchern. Sie ziehen nicht nur die schönsten Blumen vor dem Fenster und im Stickrahmen, sondern sie bücken sich auch nach jedem Vergißmeinnicht und Stiefmütterchen, das halb zertreten am Wege steht; aber in Büchern wollen sie die vielfarbigsten Pensées ausgerissen haben als Un-

krant. Sie durchschießen die besten Romane und Geschichten voll reiner Historie, die sie wöchentlich lesen, reichlich mit Gedanken, Reflexionen und Extrablättern über Putz, Erziehungs- Koch- Näh- und Waschkunst; ja sie heften zwischen reinhistorische Leseabendunterhaltungen ganze volle Extrabogen satyrischer Thee- und Sprechgesellschaften; — aber sie schelten das Buch in welchem der Autor solches selber gethan hat. Unfälle sind ihnen in Romanen lieber als Einfälle. Wenn D. Luther (in der Vorrede zur Uebersetzung des neuen Testamentes) das Evangelium Johannis „das einzige, zarte, rechte Hauptevangelium nennt und den übrigen vorzieht, weil es mehr von den Worten und Reden Jesu als von dessen Thaten berichtet; so sind unsere Weiber Luthern hierin freylich gar nicht gleich, sondern sie sind in allen Büchern nach Personalien begieriger als nach Realien, womit Autoren ihnen die beste Geschichte oft versalzen und einwässern zugleich. — Aber ich frage: sind ihre Foderungen so ungerecht als sie scheinen? Verlangt nicht jeder verständige Leser, daß ihm der Autor auch noch etwas zu denken übrig lasse?

Und wahrlich! da ein Mensch doch mehr ist als eine bloße Sache und Menschenkenntniß mithin wichtiger als todte Sachkenntniß, so ist nicht einzusehen, wie die Weiber mit Recht getadelt werden könnten, daß sie sich lieber von wichtigen Personalien als von elenden Realien unterhalten und unterhalten lassen, eingedenk des homo sum etc. —

Kann man die so genannte Welt- und Völkergeschichte eine Geschichte des Menschengeschlechtes nennen, wenn sie uns die eine (nach den Statistikern vielleicht die größere) Hälfte des Menschengeschlechts, die Weiber, gar nicht kennen lehrt.? denn die Weiber, welche die Geschichte hier und da uns bekannt machen will, hält wohl niemand für Weiber. Da uns also hier die Geschichte verläßt, und nun noch zum Unglücke im Leben das Weib viel schwerer kennen zu lernen ist als der Mann; woran sollten wir uns halten, wenn nicht noch zum Glücke so viele Romane ge-

schrieben würden, die gedrängt voll von Weiber-
kenntniß sind?

Der Schuld geht die Unschuld voraus, wie bey den ersten Aeltern des Menschengeschlechtes so bey jedem Einzelnen ihrer Kinder und Enkel. Aber sonderbar genug nahm der Sprachbildner die Schuld für das Stammwort, und doch sehr natürlich: der Mensch mußte erst die Schuld kennen und zu nennen wissen, ehe er die Unschuld kennen und nennen konnte.

Der Erzieher sey nicht bloß ein Pfahl, an dem die junge Rebe sich hinauf strecke und fest halte, daß sie nicht umgerissen werde vom Sturme; sondern er sey eine Mauer, welche die Sonnenstrahlen der Religion, der Liebe und jeder Tugend heiß in sich selbst auffaßt und der zarten Rebe, die an sie sich anlehnt, segnend zurück wirft.

Man hat jetzt in Deutschland so viel von den schlimmen Zeichen der Zeit gesprochen; aber hat denn diese Zeit nicht auch wohl Ein gutes Zeichen sehen lassen? Für das schönste Zeichen der Zeit achte ich den heiligen Stern der Religion, welcher, seit mehrern Jahrzehnten selber so manchem schar- fen Auge verborgen, jetzt seit wenigen Jahren wieder in hellerem Glanze hervor tritt. Freylich zeigt sich das Zeitalter auch bey dieser an sich herr- lichen Erscheinung nicht anders als es ist. Im Ho- raz habe ich gelesen, daß nicht selten der Jähzorn die Eigenschaft eines geborenen Dichters ist; war- um sollte ich nicht frey bekennen, daß auch ich oft auflodere in heftigem Jähzorne, da ich nun weiß, wo diese Flamme nächtlich glimmert (der Bö- se hat allerdings sein Spiel dabey,) da steht ge- wiß ein schöner reicher Schatz poetischer Anlagen verborgen. Gleicher Gestalt haben es junge Leute von einem Manne, den ich noch mehr liebe als Horazen, gedruckt gelesen, daß frühe Liebe der Religion ein schönes Zeichen des aufblühenden Ge- nie's sey, und sie bekennen nun ihre starke Liebe zur Religion so früh und so laut als es zu thun

ist. Großväter, welche den Jammer sehen mußten, daß ihre Söhne als Freygeister ohne Religion sich für Starkgeister achteten, erleben jetzt die Freude, daß ihre Enkel allein in dem lauten Bekenntnisse ihrer Liebe zur Religion ihre Genieschaft beurkundeu wollen.

Es war von unsern alten Vorfahren gewiß eine schöne Idee, deren Ausführung ich besonders in Niedersächsischen und Hessischen Dorfschaften wahr genommen, sehr nahe an der Kirche des Dorfes einen Platz zu ihren Volksfesten mit nichts Anderem zu umschließen als mit hohen schattenreichen Linden, ganz angemessen der löblichen Sitte des Volkes, nur an Sonn- und kirchlichen Festtagen auch weltliche Lustbarkeiten und Feste anzustellen. Wie sinn- und geistvoll ist hier der wahre Sinn und Geist der Religion und der Freude aufgefaßt worden! Die zwey schönen hellen Flammen der Freude und der Religion lodern gewiß recht gut und am besten zusammen hinauf

in den hohen heitern Himmel. Unmöglich kann die Flamme der Religion in einem freudelosen Gemüthe so rein uud hell und heiter brennen als auf dem Altar eines freudigen Herzens, und es war von jeher vielleicht der schlimmste Mißverstand der Religion, wenn man sie für die Feindinn der Freude ansah, wenn man glaubte, sie sey nur am vereinbarsten mit der Traurigkeit des Herzens und des Lebens und wenn man deshalb gar durch sich selbst abgezwungene Traurigkeit ihr Vorschub zu thun trachtete. Zwar giebt ein beengtes betrübtes Herz ihr gern eine Wohnstätte, die sie eben so gern bezieht. Aber auch die Religion, wie die Tugend und die Poesie, sollen wir um ihrer selbst, nicht nur geringes Nutzens halber, lieben. Welch schöneren Anblick gewährt auch uns allen der feste Anhalt eines freudigen sich glücklich fühlenden Gemüthes an der Religion als das ängstliche Anklammern eines unglücklichen Herzens, das die Religion in der Noth suchte als letzte Zuflucht, als letzten Trost! — Darum sage auch nicht: „die Sünde sey der größte Reiz für die Liebe der Gottheit; je sündiger der Mensch sich fühle, desto

christlicher sey er.“ 9) Siehe die Blume, das Kind der Sonne und des Thaues, wie sie von den Strahlen der Sonne durchdrungen und erhoben vom Kusse des Thaues in heiliger Farbenglut zu der göttlichen Mutter hinauf blüht! Wenn sie aber geknickt, wenn sie abgebrochen wird, so neigt sie trauernd ihr Haupt, und der Kuß des Thaues kann es nicht wieder erheben, daß sie es hinauf wenden möge zur liebenden Mutter, obschon diese mit dem ewig gleich lächelnden Mutterauge unverwandt auf sie niederstrahlet.

Uebrigens zeigt uns die Nähe des Spielplatzes der Freude an dem Lehrsaale der Tugend und an dem Orte der Heiligung nicht nur, wie klar das Volk den Sinn der Religion erkannte, sondern auch wie bescheidener redlicher Meynung es war, da es durch die Nähe der heiligen Stätte sich daran erinnern wollte, wie weit von seinem Lustplatze und von seinen Freudenfesten alle Lust, die unhei-

---

9) Novalis Schriften, 2. Th. S. 367.

lig und nicht mit der Tugend bestehen kann, entfernt bleiben müsse.

Die Bemerkung der Naturforscher, daß schon die bloße Nahrung großen Einfluß auf die Ausartung der Thier- und Menschengeschlechter habe, wird durch Hofleute wohl eben so gut bestätiget als durch Sperlinge, Gimpel und andere Vögel, welche, mit schwarzem Hanfe gefüttert, schwarzes Gefieder bekommen.

„Je froher und glücklicher der Mensch ist, desto besser ist er.“ Darum, ihr Fürsten, sorget nur, daß ihr euere Völker glücklich macht und froh, und ihr werdet sehen, wie der Gang ihrer Besserung schon von selbst vorschreite.

Man hört so oft von jungen warmen poetischen Köpfen, wie weit sie den ungenierten freyen Umgang mit der Natur und Einsamkeit dem leeren

steifen Umtreiben in enger geräuschvoller Menschengesellschaft vorziehen; aber erhebt doch, ihr Lieben, auf Kosten der menschlichen Gesellschaft nicht zu sehr jenen vertrauten Umgang mit der Einsamkeit und Natur. Wahr ist es, der gute Mensch wird dadurch in eine mit sich und dem Heiligen mehr zufriedene, mehr harmonische Stimmung gebracht, aber oft auch in eine desto fremder und kälter zurück tretende gegen andere Menschen. Mir scheint besser, edler und menschlicher, daß der Mensch sich gewöhne unter den Menschen eine mit sich und mit Allem zufriedene Stimmung zu suchen und zu finden. Auch gehört der Mensch doch wohl selbst zur Natur mit, und ihr haltet ja sonst ihn gerade für das vornehmste edelste Geschöpf der Natur, dem alle andere lebende und nicht lebende Mitgeschöpfe untergeordnet seyn sollen, ihm zu dienen. Doch das ist es wohl eben, warum der Umgang mit dem übrigen Theile der Natur euch zufriedener stimmt als der Umgang mit den Menschen: alle andere Wesen und Dinge der Natur müssen sich fügen, eurem Willen zu dienen, und dürfen den eigenen Egoismus nicht behaupten ge-

gen den eurigen; aber der Mensch behauptet ihn fest und sehr. Wenn nun aber der intolerante Naturfreund zu mir sagt: „ich verachte das elende Getreibe der Menschen und kann mich nur mit ihnen aussöhnen draußen in Gottes freyer Natur,, so darf ich ihm nur dasselbe sagen und gebe damit bloß die Beleidigung zurück, da er so gut zu dem Getreibe der Menschen gehört als ich. — Und wahrlich! wer sich unter den Menschen nicht mit ihnen aussöhnen kann, der wird es in der Einsamkeit und Entfernung von ihnen noch viel weniger vermögen. Mir meines Ortes, wenn ich mir ein Mahl vorgesetzt gegen jemand, von dem ich mich sehr beleidigt glaube, recht lange Zorn und Groll zu halten, gelingt das Vornehmen zwar, so lange ich den Beleidiger nicht von Angesicht zu Angesicht wieder sehe und mir ihn also noch immer so häßlich vormahlen kann, als er mir zur Zeit der Beleidigung erschien. Kommt mir aber das Menschengesicht, in dem doch noch immer so viel Gutes und Schönes und Liebes aufzufinden ist, wieder unter die Augen, so schwinden leicht hie besten Vorsätze des Grolles und ich

lasse den aufgefaßten Zipfel des dummen Hasses lieber gar fahren. — Zwar, will man es darauf ankommen lassen, so führt aus der Einsamkeit und Natur auch wohl endlich das Bedürfniß wieder zu den Menschen zurück; denn das Bedürfniß sieht die Menschen wieder als Sachen an und gebraucht dann jener wie dieser. Aber nicht ein Mahl andere lebende Wesen außer dem Menschen sollte dieser ansehen als bloß für des Menschen Bedürfniß, nicht auch um ihrer selbst willen, geschaffen; wie dürfte sich der Mensch vollends zu dem Menschen durch nichts Anderes angezogen fühlen als nur durch elendes Bedürfniß?

Wie aller Stillstand im Guten Rückgang ist, also auch in der Liebe; aber (nach einer von mir nicht zuerst gemachten Bemerkung) nicht nur in der Liebe sondern auch im Hasse. „Nicht bloß die Liebe sondern auch der Haß ist veränderlich und beyde sterben, wenn sie nicht wachsen." 10) Da

---

10) Jean Pauls unsichtbare Loge, Th. 1. S. 283.

nun aber einer menschlichen Seele der Nachtgedanke, daß ihr Groll ewiglich wachsen solle, (wir dürfen es hoffen) gewiß unmöglich ist; so sollte auch keine dergleichen sich vornehmen, auch nur auf einen Monat, auf eine Woche, auf einen Tag, auf eine Stunde zu zürnen uud zu hassen. Gleichwohl sagen bisweilen recht hübsche Leute: „der kann eine Weile vor mir laufen", an Statt dessen sie denken und sagen sollten: „in wenigen Wochen oder Tagen oder Stunden söhne ich mich ja ohnehin wieder aus, und doch aus keinem bessern Grunde als aus welchem ich es sogleich jetzo thun kann und — sofort auch will.

D.

Daß die vorzüglichsten Schriftsteller ihre reichsten und besten Gedanken in ihre Korrespondenz umher zerstreut haben, die Bemerkung ist alt und den Lesern meines Geistes so gut bekannt als den Lesern meiner Briefe die andere, daß gerade ich zu jener Art von Schrift- und Briefstellern ganz besonders gehöre. Gleichwohl haben die gehaltvollsten Briefe und deren Bekanntwerdung vor der Bekanntwerdung ihres Autors in den Augen des Publikums insgemein wenig Werth. Mir ist es fast denkbar, daß eine kleine Auswahl der enteressantesten meiner Briefe, welche einer oder der andere meiner zahlreichen Korrespondenten dem Publikum jetzt etwa mittheilen wollte, nur lau aufgenommen werden könnte. O Publikum! Publikum! Wenn aber einst der Nahme Markus

Hüpfinsholz nicht bloß alljährlich in einem Taschenbuche oder in einem Blatte der Zeitung für die elegante Welt, sondern alltäglich im Munde und Herzen der eleganten Welt selbst seyn wird: dann dürfte das Publikum gewiß so begierig als mancher gutmuthige Literator eilfertig seyn, wie dieser zu edieren so jenes zu lesen. Bey der Zudringlichkeit solcher Gedanken ist mein Zuvorkommen wohl natürlich und schwer zu tadeln. Man vergleiche indeß den geringen Auszug meiner Korrespondenz, den ich gegenwärtig mit diesen wenigen Blättern selbst gebe, dereinst mit den vollständigen Briefen, deren künftige Herausgabe ich leider nur zu gewiß voraussehe; und man urtheile alsdann, ob ich durch das Weglassen vieler Nebendinge, freundschaftlicher Mittheilungen und vertraulicher Eröffnungen, wie sie oft augenblickliche Stimmung ohne Bestand eingiebt, dem Leser etwas Wesentliches und von Bedeutung entzogen habe. — Wenn Andere gesetzten Werken, um sie zu Beyträgen angenehmer Lektüre zu gestalten, vorn und hinten fast gewöhnliche Brief formalien geflissentlich anhängen, so will ich aus

gleicher Absicht solche überall abzuschneiden suchen so viel mir möglich.

— Wen könnte ich auch mit größerem Rechte so vertraulich anreden als Sie, meinen Rechtsfreund? Also, theuerster Freund! Sie erhalten in der Anlage den Betrag Ihrer mir letzthin eingesandten Deservitenrechnung mit 129 Rthlr. 9 ggl. übermacht. Das Deservitum für Ihre gütige Bemühung, den Empfang zu bescheinigen, bitte ich auf der nächsten Rechnung zu notieren. Es war mir erfreulich aus Ihrem Briefe zu entnehmen, auf welchem Punkte dieser Rechtsstreit gegenwärtig beruhe. — — Ohne Schmeicheley! ich hätte nicht gedacht, daß sich aus dem kurzen Werrig meines Rechtshandels ein so netter feiner Faden so schön und lang ausspinnen lassen würde, als durch Sie wirklich geschieht. Von der Wahrheit der alten Bemerkung, daß die Vorbereitungen zu einem Feste im Grunde noch mehr und süßere Freuden geben als das Fest selbst, erlangt gewiß niemand eine so helle

Ueberzeugung als ein verständiger Advokat durch die goldene Praxis. Wahrlich! ein Termin zur Anhörung des Urtheils ist kaum für einen halben Festtag anzusehen (denn in wenig Minuten ist das Urtheil eröffnet und das Fest aus:) aber Jahre lange geschickte Zurüstungen dazu sind etwas mehr werth für einen Mann, welcher mit aufgeklärten Theologen gewiß der Meynung, daß thätige Vorbereitung zur Seligkeit eigentlich vielleicht mehr die Bestimmung des Menschen ausmacht als die Seligkeit selbst, wenn diese nichts anderes wäre als (nach fast gemeinem Volkswahne) der Zustand ewig thatenleerer Ruhe, das ist im Grunde: das Ende der Seligkeit. — Mir meines Orts ist die Vorbereitung zu der Feyer der silbernen Hochzeit, nähmlich ein fünf und zwanzigjähriger vergnügter Ehestand, mehr werth als die silberne Hochzeit selbst. —

Gewiß wird der berühmte Feldherr Q. Fabius Maximus Cunctator (der Säumige,) welcher durch kluglich berechnetes Zaudern dem großen heeresmächtigen Hannibal gegenüber sich immer unüberwunden hielt, durch kluge Advokaten am

glücklichsten erreicht. Eben so vorsichtig wie jener meiden sie den ersten vollen Angriff mit ganzer Macht auf ihren Feind zu thun, suchen ihn durch dilatorische und peremtorische Einreden überall abzuschneiden, beobachten seine Bewegungen, die er von Zeit zu Zeit in gesattelten Kontumazialanzeigen macht, und umgehen ihn listiger Weise durch unendliche Fristgesuche. Freylich ist in den mehrsten Fällen der Gegner eben so listig und im Zaudern gewandt, wo nicht noch mehr. Aber in der That sind die häufigen Vorpostengefechte zwischen Fristgesuchen und Kontumazialanzeigen oft mehr im Stande den Feind zu schwächen als eine zu rasch gelieferte Hauptschlacht. —

Aber Leute, welche sich beschweren, daß man nirgend so hohes Chaussee- und Wegegeld bezahlen müsse als auf dem Wege Rechtens, denken nicht daran, daß auch wenig Wege solcher Besserung bedürfen als besagter Weg Rechtens. —

Sie haben es auf der 392. Seite der ersten Abtheilung von Lorenz Hübners Beschreibung der Stadt München, (München, 1803) vermuthlich so gut gelesen als ich, daß die barmherzi-

gen Brüder zu München bald nach ihrem Aufkommen daselbst mit den dortigen Franziskanern und Kapuzinern über die Freyheit zu betteln in einen ordentlichen Prozeß geriethen. Ich kann indessen von der Sache das Aufheben nicht machen, welches Hübners Rezensenten davon gemacht haben. Denn im Grunde, wer nur einiger Maßen von Prozessen etwas hält und dergleichen an einem und dem andern Gerichte anhängig gemacht hat, was kann er am Ende wohl weiter gewinnen wollen als seinen Prozeß und sein Recht, d. h. so gut wie die vorhin gedachten barmherzigen Brüder eine unumschränkte Freyheit betteln zu gehen? Und man muß zur Steuer der Wahrheit bekennen, unsere Advokaten sind oft vielleicht billiger als der Münchner Advokat Taffing, der den barmherzigen Brüdern jenen Prozeß zwar wirklich gewann, sich aber auch dafür eine Deservitenrechnung von 4432 Gulden bezahlen ließ. Unsere (wie gesagt) billigeren Advokaten verlangen nicht ein Mahl so viel, wenn ihr Klient nicht mehr so viel besitzt oder noch nicht so Viel erbettelt hat, sondern sie sind zufrieden mit dem, was

da ist; und haben sie das, so braucht der Klient in der That auch weiter keinen Rechtsfreund, sondern er hat eo ipso den Prozeß gewonnen und kann nun betteln wo er will. — Sollten Sie, lieber Herr Hofgerichtsadvokat, eine andere Ansicht von der Sache haben, so wäre mir es angenehm, solche in Ihrem nächsten zu lesen.

Freundchen! wenn ich wüßte, wohin man sich gegenwärtig zu wenden hätte wegen gutes Reichsadels, so wollt' ich ein starkes Werk über Adel und Adelsstolz schreiben und mir dann beyde kaufen für das Honorar des Buches.

Von den Merkwurdigkeiten Würzburgs kann ich Ihnen in diesem Briefe noch nichts erzahlen, da ich erst vor einer halben Stunde hier angekommen bin. Ich fuhr recht feyerlich unter dem Geläute aller Glocken in die Stadt, welches aber, wie ich nachher erfuhr, nicht mich sondern ein Gewitter galt, das in der Nahe der Stadt sich herauf

zog. Mir gefällt diese Gewohnheit mancher großen Städte, wenn ihnen ein Gewitter naht, mit allen Glocken zu läuten, vorzüglich deswegen, weil ich denke, durch sie sind vielleicht gute getreue Provinzialstädte angereizt worden ein Gleiches zu thun, wenn ihr Fürst die Provinzen bereiset.

Oder glauben Sie, daß eine Literatur einen andern Gang gehen könne als den Krebsgang, wenn die Schriftsteller zwar den Kopf noch bisweilen auf der rechten Stelle, aber den M a g e n meistens auf der unrechten, nähmlich gleich den Krebsen i m K o p f e tragen?

Mit wahrem Vergnügen lese ich jetzt über meine ersten poetischen Versuche das Urtheil: „ zwar vernimmt man darin noch häufig mehr den Wiederklang fremder als eigener Töne; — freylich finden wir in diesen Versuchen oft nichts Anderes als glückliche schöne Reminiszenzen aus den Meisterstücken alter und neuer Zeit, indessen etc. „

Aber ich sehe voraus, nach dreyßig, vierzig Jahren, wenn jene Jugendgedichte per subsequens matrimonium (durch nachfolgende Ehe) hinlänglich legitimiert sind, lese ich, da das Alter gegen Lob noch kälter macht als gegen Tadel, natürlich mit weit größerer Gleichgültigkeit das stärkere Lob: „vor allen ziehen uns noch immer die früheren Produkte des Dichters an, in denen zwar eine noch ungeregelte Fantasie, hier und da ein noch nicht rein ausgeglätteter Geschmack sichtbar ist, dagegen aber auch überall die hellsten Funken des Genies voll Licht und Wärme sprühen, wie wir sie von keinem Alter erwarten können als nur von der glühenden Jugend üppiger Kraftfülle." — Alte Bäume verlieren desto mehr ihr Mark, je astreicher und belaubter sie werden; geht es alten bejahrten Dichtern, je bändereicher sie werden, oft nicht eben so? —

Sie haben Recht, schöne Klelia, wir können den Damen, welche vor der Abendassemblee ihr Gesicht mit den frischesten Lilien und Rosen aus der Modehandlung schmücken, wenig vorwerfen,

weil sie sich immer auf ihr Vor- und Ebenbild, die untergehende Sonne, stützen dürfen, die zu derselben Zeit wie sie das meiste Roth auflegt.

Aber das werden Sie selber zugeben, lieber Doktor Hofmann! wenn gleich ein Unterschied der Stände seyn muß in unserem politisierten Staatenleben, so wissen doch die besten Barone von altadelichem Blute sehr wohl, daß der Tod uns alle am Ende wieder gleich macht und daß der Schlaf, der Bruder des Todes, mit diesem gleiche Kraft und gleiche Rechte hat. Mir sind Freyherrn und Edelleute bekannt, welche den ganzen Tag hindurch natürlich nur mit altadelichen Saufbrüdern schlemmten und zechten; aber ohne Bedenken ruhten sie Nachts bey gemeinem Bürgers- und Bauernblute, das in den Adern hübscher Mädchen rollet.

Nur ist es ein Jammer, daß Leuten von den schönsten Anlagen ihr bestes Fett gemeiniglich in die Federn (und aus diesen in die Schriften) steigt,

indeß sie selbst dürre und mager dabey werden. Gänsen von der Art weiß man bekanntlich nicht anders aufzuhelfen als daß man ihnen die Fettfedern hinten ausrupft und sie in kurze schmahle Stiegen steckt, wo sie sich nicht drehen und wenden können. Dieß wäre wohl auch noch das einzige Mittel, vortrefflichen Dichtern unter die Arme zu greifen, denen man gleicher Gestalt die Autorfettfedern ausrupfen und sie in den Nothstall einer Geschäftsstube einsperren müßte. Daß sie aber sonderlich viel Fett ansetzen würden, zweifele ich.

Den Nahmen eines gewissen neueren berühmten Französischen Arztes habe ich nicht sogleich im Gedächtnisse, wohl aber seine Behauptung, es gehöre zu den Besonderheiten der menschlichen Natur, daß der Mensch sich nicht wie andere Thiere mästen lasse. Gewiß dachte der Mann vor allen an jenen großen Theil des Menschengeschlechtes, welcher die besten Sachen schreiben und drucken lassen und (indem er die Welt geistig mästet) leiblich abzehren und verhungern kann, gleich der Wachskerze, welche nur durch Abzehrung ihres Körpers die geistige Flamme nährt. Der

Mann hat Recht, was auch die Fysiologen sagen mögen. —

Gern gebe ich Ihnen zu, daß alle, auch die vernünftigsten Menschen durchaus nicht gleichgültig bleiben gegen die äußeren Verhältnisse des Ranges. Aber ich sehe auch in dieser allgemeinen Aufacht der Menschen auf den äußeren Rang weiter nichts als bescheidenes Mißtrauen gegen ihren inneren Werth, gegen ihren inneren wahrhaften Rang. Der Mensch zeigt in der äußeren Rangsucht mehr innere Liebe und Achtung anderer Menschen als in äußerlich zurück tretender Demuth. Glaubten A. und B. und C. wirklich mehr wahren Werth zu haben als D. und E. und F., was würden sie sich um den äußeren Tand des bürgerlichen Ranges kümmern? „Wo ich bin, bin ich doch überall der erste", würde jeder von ihnen hochmüthig denken. Wirklich giebt es der Leute viele, die so denken, und diese sind gewiß unerträglicher in der Gesellschaft, wenn man ihre Gedanken nur erst weg hat, als die Bescheidenen die nichts suchen als ihren Platz und ihren Rang.

Wiewohl ich die häufigeren Klagen unserer heutigen berühmten Autoren und Poeten über ihre leidige lästige Zelebrität nicht so unrecht finden kann als Sie und am wenigsten mit Ihnen eine bloße Schnurre, die sich Ihres Wissens bey den großen Alten nirgend finde, nennen möchte; so sey es Ihnen dennoch hiermit feyerlich gelobt: wenn ich (wie wohl mehr zu erwarten als zu wünschen steht) eine bedeutende Zelebrität erlange bey dem Deutschen Publikum, ich will meinen Kummer darüber in mich verschließen so sehr es zu thun ist. Ich verspreche heilig, ich will zu sehen seyn! Auch schreiben kann jeder an mich, der mich zu loben gedenkt, doch ohne Ironie, die ich hasse wie jeder gerade Deutsche.

Warum sollte es so sehr unartig seyn, einem Anderen in Worten zu widersprechen, da der Mensch bekanntlich der artigste gegen sich selbst, dennoch sich selbst im Leben fast täglich widerspricht?

Immer war der Deutsche dafür bekannt, daß er Wort halte wie wenig Andere. Aber Einem Worte, das er neuerer Zeiten so gern und häufig giebt, ist er nicht gewachsen. Kein Versprechen fällt ihm schwerer zu erfüllen als das — zu scherzen. Er sollte es daher doch niemahls geben, damit das wenige von Scherz, was er wirklich leistet und leisten kann, nicht vermindert werde durch getäuschte Erwartung. — Im Schimpfen dagegen, welches dem Scherzen vormahls gleichbedeutend war, hat der Deutsche Fortschritte gethan, die jeder auch nur halb belesene Deutsche kennt; darum ist auch gegenwärtig dieses Wort, dessen Begriff sich nach und nach so nett entwickelt und praktisch ausgebildet hat, mit vollem Rechte nicht mehr mit jenem gleichbedeutend. — Deutsche Journale haben die Neigung, unvollkommene Pflichten noch eher und lieber zu erfüllen als vollkommene, mit allen Menschen gemein und den Grundsatz der moralischen Freyheit für sich. Es wird Ihnen so wenig bekannt seyn als mir, daß ein Journal in Hinsicht des Schimpfens sonderliche Verheißungen vorher gethan hätte, wiewohl die

mehrsten viel Scherz versprachen. Dennoch leisteten sie nachher gerade darin, wozu sie am wenigsten Hoffnung gemacht hatten, am mehrsten; und es wäre zu wünschen, ein Mann vom Fache thäte in einem angesehenen Journale den Vorschlag, daß ein Mann von Geschick eine Anthologie der hier und da zerstreuten Blumen und Beyträge zur Literatur des Schimpfens veranstalten möchte.

Wie weit wir Deutschen Scherz verstehen und zu schätzen wissen, ist einiger Maßen schon aus der Art von freudiger Ueberraschung und Verwunderung zu entnehmen, mit welcher wir etwas recht Komisches hören oder lesen: „Du bist nicht klug! der Kerl ist nicht gescheidt etc" Selbst wenn wir still für uns lesen, lachen wir oft laut auf: „es ist ein dummer Kerl oder es ist ein verfluchter Kerl!"

Vielleicht (sagen Sie) ist das ein brauchbarer Beweis für die Behauptung der neusten Kunstrichter, daß die Deutsche Literatur eben jetzt aus ihrer zarten Kindheit in die ersten Tage des Jünglingsalters übertrete, weil bekanntlich Scherzen wohl weniger Sache der Jugend ist, als jene etwa glauben, welche Spielen und Scherzen für immer gleichbedeutend nehmen. Aber sind Ihnen nicht dagegen der Autor des Reinecke Fuchses, Fischart, Hans Sachs und mehrere alte Deutsche jener Zeit eingefallen, welche sich doch rühmlich auf Scherz verstanden und (was noch mehr beweiset) gut verstanden wurden, wie zum Theil schon die Menge der Auflagen z. B. vom Reinecke Fuchs, Gargantua etc.. darthun? Wollten Sie mit dieser Rücksicht fortschließen wie oben, so würde sich gar ergeben, daß unsere Literatur jetzt nicht so wohl in ihren kindlichen Jugendjahren als vielmehr schon wieder in ihren kindischen Alterstagen stehe. Vor solchen traurigen Schlüssen bewahre mich meines Orts Foibos Apollon!

In so weit, lieber junger Freund, ist wohl jeder Jüngling mit poetischen Anlagen des Bedauerns werth, daß er nicht in der reinen Zeit der funfziger und sechziger Jahre des abgelebten Sekuls blühete, wo allein noch die Deutschen mit goldenen Federn schrieben nach Adelung; — oder daß er nicht wenigstens noch vor 1781 schreiben gelernt hatte, wo mit Lessing auf Ein Mahl die Deutsche Literatur zu Grabe geleitet wurde durch J. E. Koch; — oder daß er nicht allerwenigstens vor der Göschenschen Ausgabe der letzten Hand von Wielands Werken noch von seinen eigenen eine Ausgabe der ersten Hand zu besorgen im Stande war. Da Sie Blumenbachs Naturgeschichte in diesem Sommerhalbjahre hören, so werden sie aus dem Munde des trefflichen Mannes selbst (woher ich es auch habe) seine Besorgniß vernehmen, daß der edle Steinbock, der sich ohne dieß nur noch selten auf den höchsten Alpen findet, wahrscheinlich bald ganz und gar ausgerottet seyn wird. Es schmerzt, eine ähnliche Besorgniß, daß eben so alle große Deutsche Dichter in dem Laufe jetziger Zeit höchst wahrscheinlich rein aussterben werden,

aus der Feder des edlen Wielands (in der Vorrede zu gedachter Ausgabe seiner Werke) lesen zu müssen. Und mich tröstet es wenig, wenn von dem Vorredner zu Heinrich Mühlpforts Deutschen Gedichten (Breslau, 1686.) zwar dasselbe auch schon profezeyet, 11) aber nachher doch nicht erfüllt wurde; denn wie es nicht immer dasselbe ist, wenn zwey dasselbe thun, so ist es auch gewiß nicht immer dasselbe, wenn zwey dasselbe sagen. — Ich weiß Ihnen nicht zu helfen, junger bekümmerter Mann! — — Wissen Sie Etwas? Eilen Sie! lassen Sie Eines und das Andere drucken! Schreiben Sie an Wieland oder an Jacobi oder an Göthe, oder an alle drey zugleich. Sollte Ihnen Göthe nicht antworten, der doch jedem Kommenden, ehe er noch an die Thür zu

11) „Die Teutsche Poesie, die bißher zimlich in die Höhe gestiegen, scheinet nunmehr ein solches Ziel der Vollkommenheit erreicht zu haben, daß, nach dem gewöhnlichen Lauff menschlicher Sachen, mehr selbiger Abnehmen, als einiges Wachsthum zu befahren. Zumahln da ein jeder hierinn den Meister spielen, und selbst die Krähen den Adlern gleich fliegen wollen etc."

klopfen braucht, mit stehen bleibenden Lettern im Fußboden freundlich zuruft: salve? Sollte der edle Jacobi schweigen? oder der humane Wieland unbeantwortet Ihren Brief in das Archiv des deutschen Merkurs legen zu hundert anderen gleiches Inhaltes? — Bekommen Sie Antwort, so sind Sie nicht nur selig auf viele Wochen hinaus sondern auch ein Mann, der immer noch ein Mahl von der Nachwelt in das goldene Alter der Deutschen Literatur mit eingerechnet werden muß und der sich zur Gleichzeitigkeit gehörig legitimieren kann durch ein und das andere Briefliche von den drey letzten Veteranen Deutscher Poeterey. Bekommen Sie keine Antwort, so bekommen Sie hoffentlich Einsichten und ziehen den alten Glauben an die Deutschen Dichter des 18. Jahrhunderts aus und beten mit tausend Andern die neue Sonne der wahren Poesie und Literatur der Deutschen feurigst an, welche aus der eben jetzt erst recht aufblühenden Morgenröthe bald genug klar hervortreten wird. Ich wüßte nicht, wie die Sache anders laufen könnte.

Es giebt manche außer dem recht gute Leute, die nie loben können, weil sie fürchten, der Gelobte werde durch das Lob zu leicht verschlechtert, die dagegen an gewissen Orten sehr schmeicheln, vermuthlich weil sie nicht daran denken, daß durch Schmeicheley nicht nur der Geschmeichelte sondern auch der Schmeichler, und dieser gewiß am meisten verschlechtert werde. — Es wäre aber zu wünschen, daß der Mensch den Ausdruck der Schmeicheley wenigstens nicht in einen so edlen Theil, als das menschliche Angesicht ist, legen könnte sondern alles Falls nur in den Hintertheil wie Katzen und Hunde in Rücken und Schwanz. Zwar giebt es auch Leute, welche den Katzen beykommen und den höchsten Ausdruck der Schmeicheley ganz in die Krümme des Rückens zu legen wissen; im Grunde halte ich diese aber, weil sie doch noch verschämt das menschliche Angesicht zur Erde wenden wie das Thier, nur noch für bescheidene Anfänger. An dem Schmeichler dagegen, der schon wieder aufrecht stehen kann und mit den unbefangensten Mienen seines menschlichen Angesichtes stark und frey schmeichelt, könnte ich fast

die Person so sehr hassen als das Laster, wenn es zu entschuldigen wäre.

Ich weiß nicht, ob es Dir auch so geht: bey manchen Stellen dieses oder jenes Buches, das ich lese, kommt es mir immer vor, als fühlte ich recht, daß diese Stellen gar nicht für alle Leser bestimmt wären sondern oft nur etwa für einen oder einige von des Schriftstellers nächster Bekanntschaft, denen er seine Meynung über gewisse Dinge mündlich zu sagen aus wer weiß wie vielen Rücksichten Anstand nehmen mag. Dieß Verfahren, wenn meine Ahndung bisweilen richtig getroffen haben sollte, ist, wie mir scheint, nicht ganz zu schelten und nicht ganz zu loben.

Oft ist man nur nicht dreist genug, gute neue Gedanken zu haben, aber oft desto dreister, alte schlechte zu sagen.

Nur der Unschuld, die sich selbst schon erkannt hat als sie das erste Mahl die Schuld erkannte, magst du freye Aufklärungen geben über das Laster in allen seinen Reizungen und in allen seinen Häßlichkeiten. Aber die Unschuld, die es noch ist weil sie sich noch nicht kennt, beschirme vor dem Lichte solcher Erkenntniß. Graues Linnen wird von der Sonne weiß gebleicht, die zarte weiße Mädchenhaut aber schwarz gebrannt. Auch zeigt der bessere Kunstrichter (den ich finden möchte, wenn ich ein Mahl Etwas für's Publikum schreiben sollte) lieber die Schönheiten als die Fehler eines Werkes; und wenn ich ein Prediger werden könnte, so wollte ich ein guter werden und meinen Zuhörern viel lieber und öfter die Tugend als das Laster vormahlen.

Herr! wenn Sie die böse Gewohnheit zu widersprechen nicht lassen können, so widersprechen Sie wenigstens nur, wenn Sie wissen, daß der Andere Recht hat Ich habe nie mit mehrerem Unglücke und zu größerem Verdrusse widersprochen

(wiewohl Widerspruch meine Sache nie war) als wenn mein Gegner Unrecht hatte.

Finden Sie es aber nicht schön, daß Göthe neben seinem eigentlichen Brotstudium doch auch noch ganz artige Nebenstudien, Mineralogie, Botanik, Optik und dergleichen weit mehreres treibt?

Irre ich nicht, so war es Mr. d'Anse de Villoison, der die unsägliche Menge der Würmer zuerst bemerkt hat, welche in dem heutigen Griechenlande den Büchern so sehr nachsetzen und dadurch in den dortigen Bibliotheken ungeheuere Verwüstungen anrichten. — So müssen jetzige Bewohner des Landes, von dessen vormahlige Bewohnern die höchste Kultur der Wissenschaft und der Kunst in alle Welt ausgegangen ist, gegenwärtig diese Kultur selbst wieder zerstören helfen! — Sie wissen, lieber Herr Justizrath Böttger, daß man keine Nation so oft mit den Griechen verglichen hat als die Deutsche, und Sie erinnern

Sich über diese Vergleichung des schönen Wortes eines Deutschen Kunstrichters, welches wir beyde kürzlich mit höchstem Vergnügen lasen. 12) Aber das werden Sie mir zugeben müssen, unsere Deutsche Literatur könnte vielleicht wohl noch ein Mahl retten, was die Griechischen Bibliotheken immer mehr ihrem Untergange nahe bringt. Es wäre zu wünschen, das Gewürme könnte mit Leichtigkeit aus der Levante eine Kolonie herüber schicken auf Deutschen Grund und Boden; hier könnt' es Atzung finden vielleicht auf längere Zeit als dort. Was aber gerettet werden sollte, würde doch gerettet vor den Kolonisten. Auch aus meiner Bücherey stände manches zu Diensten; doch würde ich mir noch ein paar Bücher mehr in sichre Verwahrung bringen, als Klinger zu thun vorhat (in der 827. Betrachtung.) Klingern selbst müßte ich doch wohl zuerst mit bergen.

Mir wäre angenehm gewesen, beste Verlagshandlung, Sie hätten meine Bitte gewährt und

12) Jenaische allg. Literaturzeit. 1803, Num. 93.

mit den fünf Vokalen, die ich Ihnen in der Anlage überschicke, lieber einen guten Roman, den Sie eben etwa drucken lassen und der wie das Hebräische ohne solche Vokale geschrieben ist, durchschießen lassen. So hätte die kurze Waare besser mit unterlaufen mögen, frey von allem Scheine des Pretiösen und Prätensiösen, der von mir so sehr gehaßt wird als von meinen Rezensenten. Indessen Ihr Grund läßt sich hören; es ist am Ende doch noch am schicklichsten, wenn wir den Lesern, denen wir einige Batzen aus der Tasche herausspielen, dafür auch wieder Etwas hineinzuspielen suchen — ein Taschenbüchlein, das ganz nett ist.

Da Du, geliebte Ernestine, wie alle Mädchen und Weiber gedruckte Sachen nur so am stärksten liebst, wie ihr selbst von deren Verfassern (nicht ohne Ausnahme, wie Du noch einst erfahren sollst) am stärksten geliebt werdet, nähmlich sehr neu und jung! so eile ich, Süße! Dir heute (am 1803) in aller Frühe durch

unsere kleine Briefpost ein Büchelchen zu übersenden, das so jung ist wie die hübschesten Mädchen, wenigstens ein Jahr jünger als das Kirchenbuch ausweisen würde. Der Junge wartet ungeduldig auf die Abfertigung, da ich ihm gesagt habe: „Ottfried, du sollst Etwas zur Mutter tragen.“ Er ließ geschwind das beste Stück seines Heergeräthes, sein liebstes Pferd stehen, welches ihm zwar nicht fortlaufen wird, da es bereits seit dem ersten Tage seines Besitzes nicht langbeiniger ist als Münchhausens abgelaufener Hund. Er liebt (Du weißt es fast besser, da er fast mehr um Dir ist) das Vieh ungemein und beynahe mehr als die Menschengesichter; aber das viele Gesperre von langen Beinen, Ohren u. s. w. ist ihm ganz zuwider. „Da!“ sagte er vorhin zu dem Löwenhündchen von Lindenholz und hielt ihm sein Stückchen Weißbrot hin; aber der Kloß wollte nicht anbeißen, Zähne hat er freylich so wenig mehr als Schnauze, Ohren, Löwenbehänge u. s. w. — „Selbst der besten reellsten Frau schenkt man zum willkommensten Etwas, das zum Putze ihres Körpers dient. Natürlich! Wei-

ber sind wie die Kinder, Kinder wie die Wilden; allen Menschen und Völkern war aber bekanntlich der Putz eher Bedürfniß als das Bedürfniß selbst.“ Du kennst die Stelle aus dem weisen Buche. Du weißt, wenn ich von der besten Frau rede, von wem ich rede. Aber, Theuerste! solltest Du Dir keinen Staat machen aus dem ersten ordentlichen gut honorierten Drucke Deines Eheherrn? Verschiedenes ist zwar schon früherhin (wie dir bewußt) im Drucke von mir ausgegangen, z. B. die Bekanntmachung unserer ehelichen Verbindung, noch jüngsthin die Journalumschläge für die hiesige verehrliche Journallesegesellschaft; indessen werde ich dergleichen nie in die Sammlung meiner Werke aufnehmen, da ich das Mehrste davon bloß für erste flüchtige Jugendversuche ansehe, und Anderes auch nur ein beschränktes Lokalinteresse haben kann. — Küsse von mir das Auge der kleinen Ludowina, welche nun anfängt Dir zu lächeln, wie vormahls ihre Schwester Sidonia, die so früh von Deinem Busen sich los riß und nun süß ruht an dem Herzen der Allmutter. Gieb dem zarten Töchterchen, das an Deiner Brust liegt,

mit der süßen Muttermilch die Reinheit des Sinnes, die stille aber immer gleiche Glut der Liebe, die ewig heitere Freudigkeit — gieb ihm Dein ganzes schönes Herz, an welchem ich — Ottfried dringt auf Beschleunigung — in wenig Sekunden selbst zu seyn gedenke. — Noch Ein Wort! kennst Du einen schöneren Wahlspruch des Lebens als jene Ueberschrift einer Sonnenuhr, die ich im Jardin des Plantes zu Paris gelesen habe:

horas non numero nisi serenas?

Aber in dem Augenblicke bin ich bey Dir und übersetze das wenige Latein.

II.

Es ist nur eine Vorrede, welche ich jetzt noch extrahiere aus einem meiner frühesten, wiewohl nicht schlechtesten Werke. Ob sie für die Sonderbarkeit, in jenem Buche in der Mitte zu stehen, schadlos halte, beurtheile der geneigte Leser.

Autoren, welchen mehr daran liegt als mir, daß ihre Vorrede gelesen werde, sollten es machen wie ich und sie in die Mitte ihres Werkes setzen. Der Vortheil, den ich davon haben kann, dürfte leicht nur der seyn, daß einem Rezensenten dadurch meine wenigen An- Aus- und Einfälle auf ihn etwa aus dem Auge gerückt würden. Ungeachtet die gegenwärtige diesen Platz eingenommen hat, so kann sie doch füglich (wie vielleicht das ganze Werk) übersehen werden. Gelesen wird ohne dieß jetzt überhaupt allzu viel, und die Klagen

darüber sind gerechter als über allzu vieles Schreiben. Schreiben weckt und bildet den Geist aus, wenn das Laster ihn einschläfert. Recht gut sehen das viele Autoren jetzt ein, und schreiben darum so viel und noch mehr als gelesen werden kann.

Aber mit gerechtem Unwillen lesen wir oft die stärksten Ausfälle auf die Unbärtigkeit der Jugend, die jetzt fast ausschließend am Deutschen Parnasse botanisieren geht: und doch gehört der Musengott Apollo, der den Deutschen Parnaß noch so gut wie den Griechischen beherrscht, selbst zu den unbärtigen unter den Göttern. Ich gebe zu, daß allerdings der Deutsche Musenberg eben so wohl ein Knabenberg zu nennen wäre, als der Knabenberg bey Schulpforte, auf dem die Pforte'schen Musen und Musensöhne sich ergehen, der Musenberg heißen könnte. Aber flinke luftige Schulknaben erklettern in der That auch leichter die höchsten Baum- und Berggipfel, als deren gesetzte Vorgesetzte.

Für ein Paar liebe Leserinnen hat gegenwärtige Schrift eine besonders gute Einrichtung: sie können dabey ihrer und der einem großen Theile des andern Geschlechtes eigenthümlichen schönen Neigung, immer wider den Strom zu schwimmen, d. h. das Letzte zuerst oder (wie geübte Referenten Deutsche Akten) hebräisch zu lesen, recht nach Herzenslust nachhängen, und bleiben doch in der Ordnung. Aber verzeih, liebe Annette, daß auch ich von Deinem als dem anderen Geschlechte sprach, wiewohl ich es immer für einen sehr unartigen Sprachgebrauch der Männer angesehen habe und ansehen werde, wenn sie das weibliche Geschlecht das andere nennen, und so das ihrige als das erste ankündigen. Aber leider schon in den frühesten Schulen und Sprachlehren und Konjugationen lernen wir unter der ersten Person immer das Ich kennen und glauben.

Ich wende mich zu den übrigen Lesern und frage: ob sie über einige anscheinende Unordnung im Buche mehr zürnen können als über die wirkliche

in der Vorrede? Ich entschuldigte mich aber längst, wenn ich sagte: alle Genie's sollten sich ein Beyspiel nehmen an dem hellsten und feurigsten Genie, an der Sonne, die nicht nur der ganzen Welt Ordnung, Zeit und Stunde bestimmt, sondern auch selbst so richtig Ordnung, Zeit und Maß hält; und wenn ich hinzu setzte, daß ich schon etwas unordentlich und durch einander schreiben könnte, weil ich kein Genie bin (obwohl, wie sie sagen, einiges habe.) Denn nach Lichtenberg rauchen Genie's nicht Tabak; ich aber thue es so gut wie Klopstock, den Lichtenberg bekanntlich für kein Genie hielt, wiewohl in dessen Himmelanstrebender Haltung der Pfeife Cramer so gut als in andern Dingen viel Genialisches erkannte. Ob ein Kamtschadale, dessen Landsleute den Tabak so sehr lieben, daß sie das Pfund bisweilen mit hundert Rubel bezahlen, Lichtenbergen der Lüge gestraft habe, hat man wenigstens noch nicht gehört.

Anfänger im Reisen sind nicht nur höflicher, sondern auch freygebiger als alte vielgewanderte er-

fahrene Reisende: so sind auch Schriftsteller bey ihrer ersten Auswanderung aus der Schreibstube in die Druckerey und Lesewelt bey weitem höflicher als späterhin (einige Studenten und Kraftmenschen ausgenommen;) desgleichen waren F—, Sch— u. a. m. im Anfange der Laufbahn ihrer Feder unendlich viel freygebiger mit guten Gedanken und Gedichten als nachher, da sie bald sahen, daß man sparsamer mit seinem Reisegelde seyn müsse, wenn man weiter reisen und — schreiben wolle.

Wenn nach der Meynung der alten Filosofen die Natur den Menschen die Sprache deswegen gegeben hat, damit sie dadurch ihre Bedürfnisse zu erkennen geben mögen; so ist diese Meynung gegenwärtig wohl am eigentlichsten von der Schrift- und Drucksprache anzunehmen, da durch dieses letztgedachte Offenbarungsmittel so viele Menschen nicht nur leiblichen Mangel und Bedürfniß, sondern auch geistigen und geistiges sehr deutlich zu erkennen geben.

Ein reicher Mann von guter Geburt macht wenig oder nichts aus einem Titel; was braucht ein Buch, das von gutem Herkommen und nicht arm ist, sich sonderlich um einen Titel zu bekümmern?

Leider auf allen Landstraßen und Feldwegen der gesammten Literatur ist der Mißbrauch des Nachfahrens in dem ausgefahrenen Gleise irgend eines vorfahrenden reichbeladenen Frachtwagens so gut zu sehen, als auf den befahrensten Chausseen des Deutschen Reichs. Das Fuhrwerk fährt zu rasch vorüber vor den drohenden Warnungstafeln der kritischen Blätter, und wenn auch die Rezensenten aus allen die Straße umkreisenden Amtsbezirken die alte tiefe Spur hier und da ein wenig zuschaufeln, huy! da rasselt ein flinker blauer Fuhrmannskittel mit seinem leeren Wagen wieder darin her in dem zugeworfenen Gleise und schwenkt die Peitsche lustig hinüber und herüber, und hört wenig oder nichts vom Nachschelten der Wege bessernden Bezirksdörfer.

Es ist gemeiniglich nur das Schlechte und Gemeine in dem Leben wie in den Schriften großer Geister, auf dessen Nachahmung kleine Geister verfallen, so wie auch nur schlechte und niedrige Beschäftigungen des Körpers, Gähnen, P — v. s. w. (oder gar krankhafte, Konvulsionen etc. den unwillkürlichen Drang geben, ein Gleiches zu thun. Auch ist das sehr natürlich, daß kleine Geister nur von dem Schlechten großer Geister zur Nachahmung angereizt werden, da sie das Große und Vortreffliche großer und vortrefflicher Geister zu erkennen und anzuerkennen nicht im Stande sind, wiewohl sie zu der Verehrung jener Großen entweder blindlings von dem allgemeinen Strome mit fortgerissen, oder auch alles Falls durch eine innere aber nur allzu dunkle Ahndung des Großen magisch angezogen worden sind.

„Er spricht wie ein Buch,“ dünkt mir ein schlechtes Lob, zumahl da die Mehrheit der Bücher so schlecht ist. Gewöhnlich werden gewöhnliche Leute unangenehm frappiert, wenn sie einen Gro-

ßen Mann, besonders einen großen Schriftsteller, im gemeinen Leben nicht wie ein Buch, sondern wie einen Menschen sprechen hören. Sollte uns aber diese Wahrnehmung der Verständigkeit und Bescheidenheit wahrer Größe nicht vielmehr entzücken? Ein wahrhaft großer Mann wird nie wie ein Buch sprechen, nicht ein Mahl in seinen Büchern. — Wenn aber gar ein Weib von einem Weibe rühmt: „es spreche wie ein Buch," so wende ich mich —

Vormahls hielten die Gläubigen dieses Leben bloß für eine Vorrede des künftigen; jetzt halten sie es vernünftiger nicht für ein ganzes Buch, aber doch für einen ersten Band des Buches. Sonderbar ist es indessen, daß von jeher die Leute, die es für ein ganz allein für sich bestehendes Werk halten, auf dem zwar „erster Band" steht, dem aber nach ihrem Glauben (wie Schillers Geisterseher) nie ein zweyter folgen wird, es gerade am flüchtigsten nur obenhin durchlaufen wie

die unbedeutendste Vorred e, die alles Falls zu überschlagen wäre,

---

Wenn wir den Nutzen der Einführung theueres Stempelpapieres in der sichtbaren Verminderung der unglücklichen Prozesse mit Freuden wahrnehmen (unser Präsident nimmt zwar an der Freude keinen Theil); so würde diese Freude und jener Nutzen gewiß noch größer seyn, wenn das Stempelgesetz ordnete, daß auch kein Buch anders als auf Stempelpapier erst geschrieben und dann gedruckt werden sollte. Der graduierte Stempel dürfte übrigens, wenn der möglich höchste Vortheil bezweckt wird, nicht nach dem höheren sondern nach dem geringeren Werthe der Drucksachen gesteigert werden.

Nach dem Julischen Gesetze (de adulteriis coercendis) wird die Strafe der Fleischesverbrechen mit dem Ablaufe von fünf Jahren, nach der Horazischen Regel („nonum prematur in

annum") aber die Strafe der Geistesvergehen erst mit neun Jahren verjährt.

Als Horaz das Gesetz gab, daß ein Werk des Geistes vor seinem öffentlichen Eintritte in die Welt gerade (oder vielmehr ungerade) neun Jahre lang in der Eingezogenheit des väterlichen Hauses zurück gehalten werden sollte, konnte er an die sechs Schuljahre unserer Fürstenschulen verbunden mit dem akademischen Dreyjahre, welche unsere leiblichen Kinder vor ihrem öffentlichen Eintritte in die Welt und Aemter erst durchlaufen müssen, wohl weniger denken als vielleicht mehr an die Zahl der Gesammtmütter des besagten Geisteskindes, an die Zahl der neun Musen, von welchen (nach dem Sinne des Gesetzgebers) vielleicht jede nach der Reihe dasselbe etwa ein Jahr lang erst tüchtig erziehen und ausbilden sollte. Und wahrlich! so sehr zu der Lebensfähigkeit des Kindes die zeugende Kraft des Vaters gehört, so sehr auch gewiß die nährende und bildende der Mutter. Ja wer weiß nicht, daß ge-

niale Kinder in der Folge fast immer der erziehenden Mutter mehr Dank schuldig zu seyn glaubten als dem erzeugenden Vater? — Uebrigens giebt dieser Grund des Gesetzes, auf dessen Entdeckung ich mir bey geringerer Bescheidenheit wohl etwas zu Gute thun könnte, uns zugleich Licht, warum der Pluralis der Autoren seine Werke nicht neun Jahre lang zurück behält. Ein Werk, dessen rechte Mutter die heilige Musen-Neun nun ein Mahl nicht ist, würde, wenn auch der Vater nachher alles zur Erziehung anwenden wollte, doch auch von den Musen keine andere als nur immer eine stiefmütterliche Erziehung erhalten können.

Gute Advokaten und Richter wissen es vielleicht am besten, daß eine ordentliche Rechtssache, bis sie reif wird zum Spruche Rechtens, oft gut und gern so viel Zeit braucht, als Horaz zu der Reife eines Buches verlangt. Ihr einander nachtretenden schreibenden Gelehrten! tretet doch nach uns schreibenden Rechtsgelehrten! Wie viel besser als ihr haben sich Rezensenten in der Praxis und

im Jus umgesehen! Sie wissen sehr gut, daß ein Erkenntniß, ein Spruch Rechtens, den ein Richter giebt, nur volle zehn Tage braucht um rechtskräftig und reif zu werden. Daher sind sie nicht allein im Stande, über Werke, an denen vielleicht neun Jahre lang gedacht und geschrieben werden mußte, fast in so viel Tagen die reifsten Urtheile zu geben; sondern sie können auch verlangen, daß jeder Autor wisse, daß sein Urtheil wenigstens nach zehn Tagen (wenn das Rezensionsblatt nicht länger auf der Post läuft) die volle Rechtskraft beschreite.

Uebrigens scheint es den Buchhändlern oft besser zu gelingen als den Buchmachern ihre Werke in Gemäßheit des Horazischen Gesetzes eine geraume Zeit vor den Augen des Publikums zurück zu halten. Sie haben es aber auch leichter hierin und brauchen die Werke nicht so sorgfältig in ihrem Pulte zu verwahren, da umgekehrt die Werke selbst ihrenLaden sicher verwahren und hüten. Darum treten sie aber auch nachAblauf der geraumen

Zeit mit den Werken, die die Quarantaine ausgehalten haben, viel bescheidener hervor als ein Autor thut, dem etwas Aehnliches vielleicht ein Mahl gelang. Diskrete Buchhändler machen nicht viel Wesens davon, sondern höchstens einen neuen Titel dazu. — Auf der andern Seite dürfen wir uns auch für die Deutschen Autoren sehr viel von dem jetzigen Zustande unseres Buchhandels versprechen. Der oft von mir berührte neunjährige Rückhalt ihrer Werke muß ihnen jetzt gelingen oder sonst nie: Da die Zahl der Deutschen Buchhändler noch ziemlich beträchtlich ist, so gewinnt ein guter Autor, während er der Reihe nach an sie schreibt und von ihnen wieder sichere abschlägliche Antwort erhält, wahrlich eine schöne Zeit zum wiederhohlten Gebrauche der Feile, und zuletzt bleibt ihm ja immer noch unbenommen, auf eigene Kosten drucken zu lassen. Ich erinnere mich lange nicht eine Klage der Buchhändler über den Selbstverlag der Schriftsteller gelesen zu haben.

Der rechnende, alles zu Rathe haltende Landwirth mag durch die Einführung der Stallfütterung sehr gewinnen an — Dünger! aber wie viel verliert der lustgehende und lustreisende Naturfreund und der Landschaftsmahler nicht nur, sondern wie viel verlieren auch die läckenden Schaf- und Rinderherden selbst dadurch, daß sie Jahr aus Jahr ein an den Futtertrog des Stalles angekettet stehen müssen? Sind die heitern kräuterreichen Berge und die lachenden blumigen Wiesenthäler nicht eben so gut für sie geschaffen, als sie selbst für den Menschen geschaffen seyn sollen? Ungern möchte ich Theil nehmen an der Freude über solche Fortschritte in der Oekonomie, die nicht anders als durch Rückschritte von dem Ziele der Natur gethan werden können. Übrigens ist es mit der gelehrten Stallfütterung auf ein Haar so wie mit der ökonomischen. Auch sie hat allerdings den Nutzen, daß nichts vertragen wird von gelehrtem — Dünger; nichts wird davon verzettelt auf den lustigen Angern des Lebens oder auf den dürren Heiden und Weideplätzen desselben, sondern alles wird gesammelt in den gelehrten Düngerkauten

und treibt dann wieder (in neuen Büchern) Futter genug für andere Stall- und Stubengelehrten. Nach der Ansicht der Freunde der gelehrten Stallfütterung können natürlich Kenntnisse, aus Büchern gelernt, nicht besser und edler wieder verarbeitet werden als — wieder in Büchern; und wer denn doch Etwas davon vertragen sollte in das Menschenleben, der hört eigentlich schon auf ein Gelehrter zu heißen.

Unsere jungen Dichter suchen es den Weibern, die noch mit größerer Zärtlichkeit ihre Kinder als ihre Männer lieben, gleich zu thun: sie hängen an den Kindern ihrer Muse in der That nicht nur mit einer zärtlicheren sondern auch mit einer stärkeren Liebe als an den Musen selbst.

Sehen leider nicht oft Rezensenten das, was ein geneigter Leser in seinem Autor für Perlen ansieht, nur für eine Krankheit an, wofür freylich

auch viele Naturforscher die kostbarsten Perlen in den Muscheln wirklich halten?

Mich haben die hohen Preise, die Cotta vor kurzem auf vorzüglichste Deutsche Dichterwerke setzte, so wenig ich den schönen Zweck und Willen verkenne, nicht froher Hoffnungen voll gemacht sondern nur traurig an Montesquieu's Wort erinnert: große Belohnungen in einem Staate bezeichnen nichts anderes als das Verfallen des Staatsgebäudes!

Ich weiß Weniges, was in frohen Gesellschaften (bey Hochzeitmahlen etc.) mit größerer Gleichgültigkeit zirkulieren könnte als gute Gelegenheitsgedichte, aber auch Weniges, was zu größerem Interesse als gute Gelegenheitsgedanken (Impromtü's), wiewohl doch im Grunde alle Gedichte Gelegenheitsgedichte und alle Gedanken Impromtü's sind, da die mehrsten Gedichte wohl eine Veranlassung haben, ja die mehrsten Einfälle wohl einfallen müssen. Man schlage gegenwär-

tiges Buch auf der ersten besten Seite nach, und man wird finden, daß ich vielleicht nicht ganz unglücklich in Impromtü's bin, wiewohl nur darin, daß sie mir nicht immer genau zu rechter Zeit, wo damit zu glänzen wäre, bey Diners, in Assembleen etc. einfallen, sondern wenigstens sechs Minuten zu spät. Ich ahme darum auch die armselige Methode Voltaire's, der alle Einfälle, welche er bey der Tafel hatte, nach derselben sorgfältig aufschrieb, nicht nach. — Uebrigens ist es wohl ein ächtes Dokument meiner Bescheidenheit, wenn ich (tausend Andern geht es vielleicht noch mehr so) so bald vergesse, daß ich einem Andern eine Geschichte, einen Einfall schon ein und mehrere Mahle vorgetragen habe, indessen ich genau weiß, wenn ein Anderer mir Etwas zum zweyten Mahle erzählt. Sichtbarlich achte ich mein Geschwätz weniger und die Unterhaltung Anderer desto mehr.

Autoren, die ihr über Rezensenten klaget, daß sie euere Schriften im S c h l a f e beurtheilen, den-

ket ihr auch daran, daß euere Schriften sie vielleicht selbst erst in den Schlaf gebracht haben?

Der große Violinspieler J. B. de Lully, als er Surintendant de la musique du Roi geworden, spielte gar nicht mehr Violine. Nur dem Marschall v. Grammont gelang es, durch das schlechte Spiel eines seiner Bedienten ihn dazu zu bringen. Lully riß dem Bedienten die Violine aus den Händen und spielte mit Anstrengung nun fast ohne Aufhören. Gleich dem Herrn v. Grammont hat der Musengott unter den Deutschen immer Dichter genug geweckt, die durch schlechtes Spiel auf der Apollolyra die wenigen großen Dichter, welche gern und lange schweigen, zu neuem Musenspiele anreizen sollen. Entreißt ihnen doch, ihr Hohenpriester des Musentempels! entreißt ihnen doch das verstimmte Instrument gänzlich!

Ich trete der Meynung bey, daß man, wenn man einen guten Gedanken liest, sich wohl daran

üben könnte, andere neue Gedanken aus sich auszufinden; denn der ist bekanntlich nur ein schlechter Autor, welcher durch seine Gedanken nicht die Gedanken seines verständigen Lesers zu wecken weiß. Indessen halte ich doch das Verfahren, an gelesenen guten Gedanken zu probieren, ob sich etwas Aehnliches bey einer anderen Materie denken und sagen lasse, nicht so leicht als mancher, der es sich durch Lichtenbergen (L. Schriften, Th. I. S. 389.) hat verrathen lassen, vielleicht glauben möchte. Nicht Jedem mag die Uebung so schön gelingen als Lessingen in seinen Fabeln. — Am schwierigsten anwendbar ist wohl dieses Uebungsspiel im Witze. Wie die Indianer das Fett des plumpen ungelenken Bären gebrauchen, um ihre von Kälte oder Müdigkeit erstarrten und erschlafften Glieder damit zu reiben und gelenk zu machen; so (scheint mir) kann ein ganz unwitziges Buch in seinem Leser viel mehr Witzgedanken von neuem originellem Ansehen erwecken als ein Werk gedrängtes Witzes voll.

So wenig etwas Neues unter der Sonne geschieht, so wenig wird etwas Neues unter der Sonne gedacht. Ein wahrer Gedanke kann durchaus nicht neu und dem, der ihn zuerst geäußert hat, ganz allein eigen seyn. Der Gedanke muß von dem, der ihn für wahr erkennt, wenn er dafür erkannt werden soll, nothwendig vorher auch gedacht worden seyn, oder doch in der verborgenen Tiefe seines Geistes, wenn auch nur dunkel geahndet und noch nicht rein und hell geschliffen, gelegen haben. Gedanken werden aus dem Innern nicht erfunden sondern gefunden. Nur die Aeußerung eines Gedanken (der Einfall) und die Wendung desselben kann neu seyn! Witz kann neu seyn. Ein verständiger Mensch kann daher an die Lesung eines Buches mit dem festen Vertrauen des Verständnisses desselben gehen. „Alles was Wahres in dem Buche ist, muß ich darin verstehen oder noch verstehen lernen," kann ein solcher Leser sicher ohne Anmaßung sagen. Die Art der Aeußerung und Wendung, die gewählte Weise der Darstellung des von dem Autor Gedachten kann allerdings das Ver-

ſtändniß ſehr erſchweren und lange verzögern, und freylich auch bey vielen Leſern, die aber lieber gar keine Leſer ſeyn ſollten, es gänzlich verhindern. — Was iſt die Kunſt zu leſen anders als eine wenig erleichterte Kunſt zu denken? — Wenn es übrigens, wie manche Autoren ſagen, ein Glück iſt, nur von Wenigen verſtanden zu werden; ſo trifft dieſes Glück den Autor unwahrer Gedanken (welche freylich am leichteſten neu ſeyn können, nicht nur der Wendung ſondern auch ihrem innern Gehalte nach) gewiß am ſicherſten. Denn ein unwahrer Gedanke kann eigentlich nie verſtanden werden, wiewohl tauſend bequeme Leſer ſich täuſchen und meynen, ſie verſtänden, ſo wie tauſend andere bequeme in anderen Fällen ſich ebenfalls täuſchen, die da meynen, ſie könnten nicht verſtehen. —

Sollte ſelbſt ein Gedanke, der wahr iſt, auch noch von keiner Menſchenzunge vorher ausgeſprochen worden ſeyn, er iſt dennoch kein neuer Gedanke ſondern eigentlich durchaus nichts Anderes als eine ſchöne — Reminiſzenz. Daher trifft es recht gut und oft, daß verſchiedene Menſchen Einen und denſelben Gedanken äußern, ohne einan

der nachzusprechen. — Hätte Kleist es uns nicht durch Lessingen sagen lassen, daß er die Bemerkung von der Lerche,

„die im Auge nicht,
Doch immer in den Ohren ist,“

von A. Skultetus habe; ich würde keinen Augenblick zweifeln, daß Kleist eben so gut als Skultetus diese Bemerkung aus der Natur und aus sich selbst genommen habe. Da Kleist die Klage Amynts:

„Dort floh sie hin! Komm, Luft, mich anzuwehen,
Du kommst vielleicht von ihr,“

früher (1751) gedichtet als Bodmer mit Breitinger (1758) die Minnesinger, — von denen Herzog Anhalt singt:

„Sta bi! la mich den wint anweien,
Der kumt von mines Herzen kiuniginne,“ —

heraus gegeben hat; so sehen wir wohl, daß Kleist nicht dem Herzoge sondern seinem Gefühle nachsang, es wäre denn daß ihm P. Fleming vor Augen gestanden, der denselben zärtlichen Gedanken hatte, „als etliche seiner Freunde von ihm zogen: Zefyr, du,

Wie denn ihr andern auch,

Weht mir noch einen Hauch
Von ihnen zu!"

Indessen, glaube ich, hat er hier Flemingen so wenig vor Augen gehabt als in den Zeilen an die Morgenröthe:

„Aurora, fahr' herauf auf deinem goldnen Wagen,
Da ich vor Lieb' und Schmerz nicht schlafen kann!
Wann Chloe bey mir ruht, dann halt die Zügel an,
Dann, Göttinn, laß es später tagen" —

die sehr ähnliche Stelle eines Liedes von M. Opitz an die Morgenröthe:

„Laß mich nur dieß erlangen,
Wann ich mein Lieb' umfangen,
So halt den Zügel an;
Halt' an die hellen Blicke
Bis ich zuvor mein Glücke,
Wie recht, gebrauchen kann." —

Den besten Schriftstellern aber geht es oft wie den glücklichsten Hazardspielern: sie wissen nicht zu rechter Zeit aufzuhören. Wäre ich doch der allerglücklichste und der Zeitpunkt noch ganz der rechte, in welchem ich jetzt die Feder bei Seite lege!

In der Jägerschen Buchhandlung
ist unter mehrern empfehlungswerthen
Büchern erschienen:

Cours de Mythologie, dedié aux Dames, avec des notes allemandes explicatives, historiques et géographiques, orné de figures et broché en Carton in 12mo Preiß 20. ggr. oder fl 1 30kr,

In keinem Fache des beschreibenden Styls haben die Franzosen geschmackvollere Schriftsteller aufzuweisen, als in der Mythologie Wer erinnert sich nicht mit Vergnügen eines Dümoustier Noel, u. s. w. Aus ihnen hat ein Französischer Gelehrte die Quintessenz gezogen u. der Jugend im Allgemeinen, dem schönen Geschlecht aber insbesondere in der leichtfaßlichsten blühendsten Schreibart vorgetragen, und somit ein eben so angenehmes als nützliches Hülfsmittel, zur Kenntniß des reinsten französischen Styls geliefert. Man lernt darin auch mehr als tausend nützliche Dinge aus der klaßischen Vorzeit und die witzigen Anspielungen der Dichter kennen, welches heutiges Tages wohl vortheilhaft seyn könnte. Ein würdiger Deutscher Gelehrte hat das Werkchen mit zweckmäßigen sehr erläuternden Noten bereichert. So wohl in dieser Hinsicht als in Betreff der sorgfältigsten Entfernung alles deßen, was das weibliche Zartgefühl beleidigen könnte, dürfte es sich wohl für Schüler und besonders Bildungsanstalten des schönen Geschlechts als ein unentbehrliches Lese- und Uebungsbuch qualificiren. —

Schreib= und Druckfehler.

Seite	Zeile,		
5	6	von unten	für andern lies andere.
8	letzte		f. Chinesern lies Chinesen.
10.	8.	v, u.	f. denn lies dann.
12.	6.	v. oben	f. Sonnabends Abends l. au Samstagsabenden.
3.	5.	v. unten	f. ph. lies φ.
16.	14. u. 15.		ist mir leider ein Hexameter entfahren, so unwillkührlich aber auch so gut als jener des Apostels Jakobus, K. 1. v. 17:

Πασα δοσις ἀγαθη και

παν δωρημα τελειον.

22.	16.	v. oben	f. verändert l. geändert.
24.	4.	v. unten.	f. Frohleichnams lies Frohnleichnams
26.	3.	v. u.	f. als l. es wäre denn
—	letzte.		f. als l. wie.
41	11.	v. oben.	f. erläuternd bestätiget l. erläutert und bestätiget.
42	10.	v. unten	f. geeheligte l. geehelichte.
43.	5.	v. u.	f. hergeben l. einher gehen
44.	6.	v. oben	f. so l. also.
48.	11.	v. o.	sind die eingeklammerten Worte auszustreichen.
50.	12.	v. o.	f. Dichters ist l. Dichters sey.
53.	6.	v. o.	f. wird l. ist.
60.	2.	v. [illegible]	[illegible] l. gestalten.

1. 7.	v. oben f. eingesandten l. zugesandten.	
2. 8.	v. o. nach Meynung setze ist h....	
9. 12.	v. o. f. eines gewissen l. jenes.	
83. letzte	l. (am 13. September 1808.)	
84. 12.	v. o. l. da er fast noch mehr um Dich als um mich ist.	
85. 8.	v. unten l. ansehe, Anderes aber nur.	
87. 4.	v. oben l. in der Mitte jenes Buche	
88. 3.	v. o. f. Laster l. Lesen.	
91. 2.	v. unten vor Bedürfniß rücke leibliches ein,	

Andere nur die Gleichförmigkeit der Ort... grafie und etwa die Interpunktion verletze... Druckfehler werden so wie die Denkfeh... (bisweilen mag unter den ausgelaufter Erb... wohl ein und der andere Wurm mit ausge... worden seyn) der billigen Nachsicht geneigter Le... ser lediglich empfohlen.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Meusebach, Karl Hartwig Gregor <<von>>,

Geist aus meinen Schriften

Frankfurt u.a. 1809

P.o.germ. 434 h
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10108580-2